P. o. germ.
1986 t (2

184
16. 99

C. Heideloff del. A. Dalbon sc.

Die Præsidentin.
Mein Gott, was ist das?

Erzählungen.

Von

Julius Gr. v. Soden.

Zweytes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Bamberg und Würzburg,
in den Goebhardtischen Buchhandlungen.
1823.

Div 3286

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

		Seite
I.	Das Inkognito; 2te Abtheilung: Die blauen Augen.	1
II.	Die deutsche Bajadére. . . ,	29
III.	Die Heurath durch Korrespondenz .	49
IV.	Die Staffette.	71
V.	Otto der Heilige.	87
VI.	Reise des Prinzen Mia-tou in das Reich von Kako-kambo.	99
VII.	Das Gespenst.	169
VIII.	Bukingham's Gespenst. . . .	185
XI.	Maria.	193
X.	Don Karlos. Infant von Spanien. .	201

I.

Das Inkognito.

Zweite Abtheilung.

Gegenstück zu der Erzählung: Die schwarzen Augen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Inkognito.

1.

Indeß hatte der Herzog dem Abentheuer mit den schwarzen Augen weiter nachgedacht. Zwar hatte der Edelmuth des Prinzen diesmal über sein Temperament gesiegt; aber — —!

Entsagen wollte er seinem Plane nicht; dazu waren ihm seine Unterthanen zu lieb; auch fürchtete er seinen Sohn, seinen bis jetzt schuldlosen Sohn, zu beleidigen. Doch zurückrufen wollte er ihn für den Augenblick, um ihm den Spiegel des Vergangenen vorzuhalten und ihn durch neue Lehren, Warnungen und Vorsichtsmaasregeln gegen den Eindruck der schwarzen und blauen Augen zu wappnen.

2.

Er sandte also dem Erbprinzen eine Stafette und rief ihn unter einem wahrscheinlichen

Vorwande zurück. Die Depesche traf Theodorn gerade an der Grenze einer bergigen Gegend des Landes, die er absichtlich zu seinem ersten Ausflug gewählt hatte, weil er dort reine Natur, Einfalt und Unverdorbenheit der Sitten zu finden hoffte, nach der seine Gemüthlichkeit sich sehnte.

3.

Augenblicklich gehorchte er dem Winke des geliebten Vaters, kehrte inkognito in die Residenz zurück, und erschien am andern Tage mit Stern und Ordensband vor den Augen der erstaunten Höflinge.

Sein Vater empfing ihn mit offenen Armen. „Theodor,“ sprach der Herzog lächelnd, „der Kampf mit den schwarzen Augen war schwer, und du hast ihn glücklich, als ein edler Jüngling, als mein Sohn, bestanden. Aber noch sind die blauen Augen zurück; wie wird es damit aussehen? — Du hast dein fürstliches Gemüth in dem ersten Abentheuer bewährt, und doch — unter vier Augen mögen wir uns das wohl bekennen — und doch hat dich nur der Zufall gerettet! Wie aber, wenn dieser glückliche Maschinen-Gott nicht zur rechten Zeit erscheint? Wie, wenn sich dir ein Paar him-

melblaue Augen öffnen, in welchen du den Himmel selbst mit allen seinen Engeln zu erblicken glaubst? — — Theodor, ich fürchte, ich fürchte!"

„Fürchten Sie nichts, mein theurer Vater! „Sie kennen die Gluth meines Temperaments, „und wie könnte ich, wie möchte ich sie auch „Ihnen verbergen, Ihnen, meinem geliebten „Vater, meinem einzigen Vertrauten? Schwarze „Augen können mir freilich durch ihren tiefbohrenden Strahlenblick gefährlich werden, zumal „wenn sie, wie dort, mit Unschuld und reinem „gemüthlichen Sinne gepaart sind, die zugleich „mein Herz ansprechen; aber matte blaue Augen, „Signale der Abspannung, der Schwäche, des „Mangels an Feuer und Kraft — die können „Ihrem glühenden Theodor nie gefährlich werden; denn — —"

„O weh! o weh!" fiel der gute Herzog ein: „Ich sehe wohl, du kennst die Macht der blauen Augen nicht, und desto größer ist deine Gefahr, desto sicherer dein Untergang. Ein schwarzes Auge zündet freilich mit Einem Blitzstrahl. Kaum wagst du es, ihm zu begegnen, und doch — liegt dein Herz in Asche; aber — ganz anders das blaue Auge. Freundlich und unbefangen blickt es dich an, in der ganzen Fülle seiner Sanftheit und Milde, nicht ver-

wundend, nein, erwärmend. Da fürchtet dein Blick nicht die Begegnung, nicht den Austausch; denn was könnte von der Milde man Böses ahnen? — Aber ach! da spiegeln dann, da vermählen sich dann von Anschaun zu Anschaun die Seelen, und die Fesseln, die diamantnen, sind geschmiedet!"

„Ich ehre," erwiederte der Erbprinz, „ich „ehre, theurer Vater, Ihre tiefern Einsichten, „Ihre Erfahrung; und Ihr Plan also?"

„Ist darum noch nicht aufgegeben; nur wird mir mein guter Theodor für die Fortsetzung desselben einige Vorsichtsmaasregeln nachsehen, die ich zu seinem eigenen Schutze nöthig glaube."

„Was Sie wollen, wie Sie wollen, mein „Vater!"

„Nun, so höre! Du weißt die Grafschaft N., die unserm Hause durch Erbschaft zufiel, ist dreißig Meilen von uns entfernt. Unter dem Schutze dieser Entfernung spielen unsere Diener die Despoten. Unter meinem Namen werden dort die empörendsten Ungerechtigkeiten und Erpressungen begangen. Die Klagen der gedrückten Einwohner sind endlich bis zu mir gedrungen. Der Präsident dort ist ein Schützling des Ministers, die übrigen Amtleute sind seine Geschöpfe. Ich will diese Klagen enden, ich will

eine Kommission hinsenden, und dich, den dort gänzlich Unbekannten, habe ich zum Kommissär bestimmt."

„Dank, Dank, lieber Vater, für den wohl-„thätigen Wirkungskreis, den Sie mir öff-„nen!"

„Gut, Theodor! Aber ich habe den ehrwürdigen Hofrath Reinhold vermocht, das Geschäft mit zu übernehmen. Er wird dich begleiten. Ihr werdet Beide zugleich als herzogliche Kommissarien dort erscheinen. Ist das dir unangenehm?"

„Wie könnte es? Sie wissen, wie ich den „edeln Greis schätze; auch hat er mehr Ge-„schäftskenntniß und Erfahrung, als ich."

Und vor Allem, minder heißes Blut.

„Wie? Und Sie könnten noch mir miß-„trauen?"

„Dir nicht, lieber Sohn; aber wohl den blauen Augen. Unsere Grafschaft liegt nördlich, und im Norden sind die blauen Augen zu Hause."

4.

Der Prinz willigte in Alles, was sein edler Vater verlangte. Hofrath Reinhold und der Prinz, unter dem Namen des herzoglichen Hofraths Werner, reiseten bald darauf ab.

Ihre Ankunft in der Grafschaft überraschte die dortigen Souveräne. Sie wurden mit grossem Gepränge empfangen. Reinholds ehrwürdiges Aeussere, verbunden mit dem allgemeinen Rufe seiner Rechtschaffenheit, flößte allen diesen kleinen Sultanen Ehrfurcht und Schrecken ein. Der Anblick des kraftvollen, jugendlich-blühenden Mitkommissärs beruhigte sie wieder ein wenig. Auf ihn setzten sie alle ihre Hoffnungen; er setzte alle blaue Augen der Grafschaft in Bewegung.

Der Präsident, ein kleines dürres Männchen, einst Kammerdiener des herzoglichen Ministers, und durch mannigfaltige Dienste und Gefälligkeiten bis zu diesem Posten gestiegen, hatte alles Kriechende seines Urstandes beibehalten; zu schwach, um lasterhaft, zu gemein, um selbstständig zu seyn. Er erschöpfte sich gegen die herzoglichen Exzellenzen in Bücklingen und Aufmerksamkeiten.

Neben ihm saß am Ruder der Rentkammer-Direktor von Wild, einst Sekretär des Präsidenten, dann durch eine voreilige Liebschaft desselben mit seiner Schwester und deren Folgen sein Schwager, und durch ihn auf diesen Posten gehoben. Eine verschmitzte, habsüchtige, gemeine Schreiber-Seele, ohne Grundsätze.

Die übrigen Angestellten in der Grafschaft waren, kraft der ministeriellen Organisationen und Reorganisationen, von dem Herrn Präsidenten und dessen Schwager gewählt, die alten rechtlichen Diener der vorigen Herrschaft entfernt und nach dem Modesystem, zum Nachtheil des Staats und der Staatskasse, in den Ruhestand versetzt.

Unter ihnen befand sich der alte Kammerrath Redlich, einst Quartiermeister bei des Herzogs Regimente und von ihm, auf sein ausdrückliches Verlangen, hieher versetzt; gerade, offen, bieder, redlich, wie sein Name. An ihn wendeten sich die herzoglichen Kommissarien; von ihm erhielten sie die wichtigsten Aufschlüsse über die Lage des Landes.

5.

Die Untersuchung begann; die empörendsten Bedrückungen, die schreiendsten Mißbräuche der Regentengewalt, kamen zum Vorschein. Der Prinz glühte von Unwillen, sprach, kraft der herzoglichen Vollmacht, von Suspension, von Verhaft; Reinhold blieb ruhig. Der Präsident zitterte. Nicht so der Kammerdirektor; er rieth dem Präsidenten: die Herren der Kommission zu einem Souper einzuladen, und hatte dazu seine guten Gründe.

Anfangs wollte der Prinz die Einladung ausschlagen; doch Hofrath Reinhold rieth zur Annahme. „Nicht dem Bürger und Landmanne allein,“ sagte er, „müssen wir unbefangen erscheinen, auch ihren Bedrückern. Der Erfolg „muß dann jeden Theil belehren, ob wir gerecht „handelten.“ Sie erschienen also.

6.

Empfangen wurden sie von der Frau Präsidentin, einer Frau von etwa sechsundzwanzig Jahren, beinahe mit aller Frische der Jugend, schöner, freundlicher Bildung, von sanftem, gefälligem Organ und so großen himmelblauen Augen, daß sie Sr. Durchlaucht in augenscheinliche Verwirrung setzten.

Die Frau Präsidentin, Tochter eines angesehenen Stabsoffiziers, knüpfte mit unsern Ankömmlingen ein interessantes Gespräch an, in dem sie die feinste Lebensart und zarteste Bildung entwickelte. Der Prinz führte sie zur Tafel; er war beim Mahle ihr Nachbar; was die großen himmelblauen Augen begonnen hatten, vollendete ihre Unterhaltung. Theodor war von der Frau Präsidentin bezaubert. Beim Ball entschuldigte sie sich, daß sie nicht tanze, wegen ihres Säuglings. Auch der Prinz tanzte nicht;

er blieb an ihrer Seite, und die Frau Präsidentin verrieth so viel zarte Weiblichkeit, so viel reine Geistesbildung, ohne Preziosität und Ansprüche, so viel tiefes Gefühl, daß unserm Prinzen Stunden wie Minuten verschwanden, und der gute alte Reinhold ihn mehrmals mahnen mußte, daß Mitternacht vorüber und Morgen Sitzung sey.

Beim Abschied bat Theodor die schöne Präsidentin um Erlaubniß, ihr wieder aufzuwarten, und sie lud ihn auf eine sehr freundliche Weise zum Frühstück ein. Se. Durchlaucht geruhten die Session zu vergessen, und sagten zu.

7.

Am andern Morgen empfing die Präsidentin unsern Theodor in einem eleganten Negligé. Ihr blaues Auge strahlte so freundlich und mild; sie drückte dem Jüngling leise und doch so herzlich die Hand; sie lud ihn so unbefangen zu sich auf das Sopha ein, daß — Se. Durchlaucht schon von einer Schäferstunde träumten.

Da erbat sie sich, indeß die Chokolade aufgetragen wurde, von dem Herrn Hofrathe die Erlaubniß, ihm, Cornelien gleich, ihren Schmuck, ihre Juwelen zu zeigen, und sogleich sprangen

zwei goldlockige Genien von drei bis vier Jahren, mit den himmelblauen Augen der Mutter, herein.

„Dies,“ sagte die Präsidentin, „ist meine Emmy, und dies mein wilder Theodor.“

„Theodor?“ fragte der Erbprinz erstaunt.

„Theodor. Gefällt Ihnen dieser Name? — Ich habe ihn von unserm Erbprinzen entliehen, von dem wir so viel Gutes hören, und den wir Alle lieben. Sie kennen ihn ja, Herr Hofrath! Doch was sage ich! Sie müssen ihn ja kennen.“

„O ja!“ stammelte Theodor, und suchte sich zu sammeln: „Doch war er bisher wenig „bei uns.“

„Etwas flüchtig soll er freilich noch seyn; doch er ist ja so jung.“

Indeß war der kleine Theodor auf der Mutter Schoos geklettert, und hatte im Anhalten ein Halstuch verschoben, das einen sehr schönen Busen verhüllte, und das die Mutter erröthend in Ordnung zu bringen suchte. Emmy, die Jüngere, hingegen bat inständig um Kuchen und Fée (Kaffee).

„Welche holde Geschöpfe!“ begann der Prinz. „Gnädige Frau, Sie sind eine glück„liche Mutter!“

„Das bin ich!" erwiederte die Präsidentin sanft, doch fest.

„Auch eine glückliche Gattin?" fuhr der Prinz nach einer kleinen Pause bedeutend fort.

„Nein, Herr Hofrath! Warum sollte ich es Ihnen verbergen? Ihr offenes Gesicht hat schon gestern mein Herz aufgeschlossen. Nein, das bin ich nicht. Die arme Tochter eines Staabsoffiziers, der hier seine kleine Pension verzehrte, hielten nach seinem Tode die Verwandten mich für überglücklich, im fünfzehnten Jahre von dem reichen Präsidenten, dem Ersten der Grafschaft, zur Gattin gewählt zu werden. Ich gehorchte. Lieben konnte ich diesen Gatten nicht; ich bemühte mich, ihn hochzuschätzen, ihn zu ehren."

„Und dies wäre Ihnen gelungen?" fiel Theodor hastig ein.

Eine Thräne schlich sich aus dem himmelblauen Auge.

„Es ist Ihnen gelungen?" wiederholte der Prinz.

„Nein!" erwiederte die Präsidentin endlich, und trocknete ihre Thränen: „Es ist mir nicht gelungen, es konnte mir nicht gelingen. O verzeihen Sie, Herr Hofrath, daß ich mit meinen häuslichen Leiden Sie unterhalte. Aber ein unwiderstehlicher Zug gebietet mir Vertrauen zu Ihnen, und meine Pflicht heischt es."

„Wie ist es möglich, das reizendste, edelste „und liebenswürdigste Weib nicht zu beglücken, „da sie ihren Mann zum glücklichsten Gatten „machen muß?“

„Sie schmeicheln, Herr Hofrath! Aber, wie dem auch sei, er ist es nicht. Unsere Seelen haben sich nie verstanden, konnten sich nie verstehen; dies, nicht die Verschiedenheit des Alters trennt uns. Vergebens versuchte ich's die Rinde zu durchbrechen, die sich über sein Herz gezogen hat. Vergebens! Sie, Herr Hofrath, sind hier, um seine öffentlichen Handlungen zu prüfen. Ich hoffe, ich wünsche, daß Sie ihn nicht schuldig finden; aber kaum wag' ich es zu glauben. Ich ahne, ich fürchte das Schrecklichste.“ — — —

„Ich weiß es,“ fuhr sie nach einer durch Thränen veranlaßten Pause fort, „ich weiß es, Sie müssen Ihre Pflicht erfüllen, aber Ihr Auge verbürgt mir Ihr fühlendes, wohlwollendes, theilnehmendes Herz. Die Ehre meines Gatten ist die meinige. Diese schuldlose Geschöpfe sind ein Theil seines Wesens. Er kann strafbar seyn, er kann sinken; aber welches auch sein Schicksal sey, ich werde den Muth haben, der edeln Spartanerin Chelonis nachzuahmen — ich werde es theilen! — Nicht Pflichtverletzung, aber Theilnahme, Schonung, Milde ist es, was

die Mutter dieser unschuldigen Wesen von Ihnen erbittet."

Während dem war Theodor mit gesenktem Haupte neben der schönen Frau gesessen. Emmy war auf seine Kniee gestiegen und hatte, den Kuchen in der rechten Hand, mit der linken, ihm unbewußt, seine Weste aufgeknöpft, und ein brillantnes Kreuz sprang von der Brust hervor.

„Mein Gott, was ist das?" fuhr die Präsidentin auf. Jetzt erst bemerkte Theodor den Vorgang, und verbarg den Orden.

In diesem Augenblicke ließ sich ihr Säugling im nächsten Zimmer hören. „Verzeihen Sie mir, Herr — wie soll ich Sie nennen? — Meine Bestürzung — verzeihen Sie, mein Schreihals ruft mich; im Augenblick —"

Der Prinz stand auf und nahm seinen Hut. „Gnädige Frau," sagte er tiefbewegt, „geloben Sie mir die tiefste Verschwiegenheit. Ich „gelobe Ihnen, edles, treffliches Weib! ich ge„lobe Ihnen dagegen Alles, Alles, was mir „Gewissen und Pflicht erlauben; Alles, was ich „vermag!"

Hier ergriff er ihre Hand, drückte sie an sein Herz, und verschwand.

8.

Etwas verblüfft über die sonderbare Wendung des Rendézvous, rannten Se. Durchlaucht nach Hause. Die Sitzung war längst angegangen. Hofrath Reinhold lächelte.

Die Beweise der Ungerechtigkeiten, der Gewaltthätigkeiten des Präsidenten häuften sich. Am folgenden Tage sollte der erste Bericht der Kommission an den Herzog abgehen. Reinhold entwarf ihn, wahr und unbefangen. Se. Durchlaucht hatten viel daran auszusetzen, und nahmen ihn endlich in ihr Kabinet. Er blieb liegen, und Reinhold lächelte.

9.

Die Szene mit der Präsidentin hatte den Erbprinzen tief erschüttert. Er gelobte sich heilig, künftig den blauen Augen noch weniger als den schwarzen zu trauen; aber, aber!

Nun sollte die Untersuchung gegen den Rent-Kammer-Direktor beginnen. Da kam dieser, die Herren Kommissarien demüthigst auf den nächsten Abend in seinen Garten einzuladen, um die herrlichen Blüthen (es war im Lenze) zu bewundern.

Reinhold meinte, man könne zur Beurkundung der Unbefangenheit und Unparteilichkeit dies um so weniger abschlagen, als man einmal schon beim Präsidenten gewesen sey; und Theodor, der sich nach den bisherigen Erfahrungen gegen alle schwarze und blaue Augen gepanzert glaubte, willigte ein.

10.

Die Herren Kommissarien erschienen zur bestimmten Zeit im Garten. Schon beim Eintritt schallte ihnen von der Altane des höher gelegenen niedlichen Landhauses eine rauschende Musik bewillkommend entgegen, und am Eingange empfing sie der Hauswirth, den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm, mit vielen Bücklingen und Zeremonien sich für die hohe Ehre des Besuchs der höchstverehrlichen Gäste bedankend. — Bald darauf wallten den Ankömmlingen drei schlanke Gestalten durch die Blüthenallee entgegen, welche der Herr Rentkammer-Direktor den hohen Herren Kommissarien als seine armen mutterlosen Waisen vorstellte.

11.

Die großen himmelblauen Augen der anscheinend jüngsten dieser drei Huldinnen erman-

gelten nicht, den Blick Sr. Durchlaucht zu heften, und — sey dies dem Scharfblick des Herrn Vaters nicht entgangen, oder sey es Zufall? — bald darauf verloren sich die zwei älteren Schwestern in Seitenalleen und der Herr Kammer-Direktor erbot sich, dem Herrn Hofrath Reinhold, als bekanntem Freunde der Gartenkunst, seine chinesisch-englischen Anlagen zu zeigen; kurz, der Pinz fand sich plötzlich mit den großen himmelblauen Augen allein. Se. Durchlaucht waren zum erstenmal in ihrem Leben verlegen; denn diese großen himmelblauen Augen blickten so offen, arglos und unbefangen in die seinigen.

„Welcher schöne Tag!“ knüpfte der Prinz, wie gewöhnlich, das Gespräch an.

Ja wohl! erwiederte die Schöne: Und wie rein und hell der Himmel!

„Himmlisch blau, hell und rein, beinahe wie Ihre Augen, Fräulein!“

Finden Sie das? erwiederte das lächelnde Mädchen. Daß sie blau sind, sagt mir mein Spiegel; aber daß sie rein sind, höre ich gern von gebildeten Männern.

„Wahrlich, das sind sie, und dann ist auch „das Herz rein. Darum lieben Sie auch wohl „die freie Natur, und dieser schöne Garten ist „Ihnen lieb?“

Sehr lieb, Herr Hofrath. In ihm vertändelte ich die seligen Jahre meiner Kindheit; jeder Strauch, jede Blume weckt eine frohe Erinnerung, und ich mag gerne froh seyn.

„Wohl Ihnen, Fräulein! Der frohe Mensch ist nur ein guter Mensch.“

Nun, dann bin ich gewiß gut; denn ich singe, hüpfe und tanze gern. Hören Sie die Musik, Herr Hofrath?

„Sie wünschten also —?“

Freilich, daß wir keine Zeit verlören. Acht Tage habe ich mich schon auf diesen Abend gefreut. Nicht wahr, Herr Hofrath, ich bin ein recht kindisches Mädchen?

„Ein kindliches, ja.“

Gehen wir also?

„Ja, doch unter der Bedingung, daß Sie meine Tänzerin sind.“

Recht gerne.

So zogen sie dann Hand in Hand hinauf in den Sallon, und Theodor schwelgte schon zum Voraus in der Idee, im Tanze den schönen blauen Augen so nahe zu seyn.

12.

Unbefangen schlang das holde Mädchen sich in seine Arme. Ganz im Vergnügen des Tanzes

verloren, bemerkte sie nicht, daß ihr Tänzer sie immer feuriger umschlang; wohl aber, daß seine Augen sich stets in den ihrigen spiegelten. Nach mehrern Walzern warf sie sich auf einen Stuhl. Der Prinz setzte sich neben sie.

„Sind Sie schon ermüdet, mein Fräulein?“

Müde nicht, aber mir ist so heiß. Warum haben Sie mich auch immer angesehen?

„Weil ich in diesen schönen blauen Augen des Himmels Glorie zu erblicken glaubte. Und was hätte ich auch auf Erden Schöneres betrachten können?“

Nun, wenn Ihnen denn meine Augen so wohl gefallen, so mögen Sie das unserm Erbprinzen verdanken.

„Dem Erbprinzen?“ fuhr Theodor auf.

Freilich! Denn an seinem Geburtstage, nur vier Jahre später, bin ich geboren; von ihm führe ich den Namen, und von ihm habe ich wohl diese Augen geerbt; denn er soll recht schöne blaue Augen haben, Herr Hofrath, gerade wie Sie.

„Sie führen seinen Namen?“ fuhr der Prinz fort, seine Verlegenheit zu verbergen strebend: „Sie heißen also?“

Theodore.

„Theodore? Wirklich, Theodore heißen „Sie?“

Allerdings! Zwar heiße ich auch Charlotte, denn unser Herzog heißt ja Karl. Und Charlotte nennt mich auch der Vater. Aber, wenn nur einst der Erbprinz zur Regierung kommt, dann wird er mich wohl Theodore nennen.

13.

Hier nahte sich Hofrath Reinhold dem Herrn Kollegen, und bemerkte, daß morgen früh Kommissionssitzung, daß diesen Abend noch Manches zu expediren sey, und daß man also werde aufbrechen müssen.

Beschämt sprang der Prinz auf, und indeß Reinhold Hut und Stock suchte, hatte er nur noch Zeit, der blauäugigen Tänzerin zuzuflüstern: „Reizende Charlotte! Wann und wo „werde ich Sie wiedersehen?"

Wir sind alle Abende im Garten.

„Und Sie werden gerne mich wiedersehen?"

Das versteht sich.

Hier nahte Reinhold wieder. Theodor küßte dem Fräulein die Hand, und sie giengen, geleitet von dem hocherfreuten gebückten Herrn Kammer-Direktor.

14.

Der Prinz unterschrieb Alles, was der Hofrath ihm vorlegte, und eilte dann ins Bett, um — von Charlotten zu träumen. Aber nein, er träumte nicht von Charlotten; er sah sich in einen azurblauen Aether versetzt, von rosenfarbenen Wölkchen begrenzt, aus deren jedem ein kleiner Engelskopf mit blauen Augen ihn anlächelte.

15.

Am andern Morgen begann die Untersuchung gegen den Herrn Rentkammer-Direktor. Die willkührlichsten Erpressungen kamen sogleich zum Vorschein. Der Prinz saß dabei, in sich gekehrt, der geheimen Schuld bewußt, und schwieg.

Abends schlich er ohne seinen Herrn Kollegen in den Garten. Charlotte hüpfte ihm entgegen. O schön, daß Sie Wort halten! rief sie.

„Zweifelten Sie daran, reizende Char-
„lotte?“

Nennen Sie mich doch Theodore; diesen Namen höre ich lieber.

„Warum das?“

Je nun, weil ich ihn von unserm Erbprinzen erhalten habe.

„Deswegen also?“ erwiederte der entzückte Theodor.

Freilich deswegen; er soll ja recht gut seyn. Und ein schöner junger Mann! setzte sie bedeutend hinzu.

Die Verlegenheit des Prinzen stieg. „Woher wissen Sie denn das?“ stammelte er endlich.

Hat denn der Vater nicht sein Portrait aus der Residenz kommen lassen? Und sehen Sie — aber Sie müssen das kindische Mädchen nicht auslachen.

„Theodore!“ rief der Prinz und faßte ihre widerstrebende Hand.

Sehen Sie, ich zeichne ein wenig, und da habe ich mir denn das Portrait des Erbprinzen kopirt, und trage es an meinem Halse.

Sie zog ein Medaillon aus dem Busen; es war Theodors Bild.

„Wenn der Prinz wüßte, an welchem schö„nem Orte sein Bild ruht —“

Er würde doch nicht zürnen? Sehen Sie, er ist ja mein Taufpathe. — Aber wahrhaftig, je mehr ich dies kleine Bild betrachte, je mehr finde ich —

„Was finden Sie?“ fragte Theodor hastig.

Was ich schon gestern bemerkte, daß es Ihnen gleicht. In der That — fuhr sie be-

trachtend fort — in der That, auf ein Haar! Die blauen Augen, die blonden Haare —

„Glücklich für mich,“ versetzte der Prinz mit gesenktem Blicke, „denn Sie sind ja dem Erbprinzen gut.“

Recht gut!

„Also sind Sie auch mir gut?“ Er faßte ihre beiden Hände.

Versteht sich! erwiederte sie, und ihr himmelblaues Auge blickte ihn freundlich an.

„Also, wäre ich — der Erbprinz, so würden Sie mich — lieben?“

Freilich, wenn es der Erbprinz erlaubte.

16.

Die Worte: Ich bin's! schwebten auf Theodors Lippen; seine Kniee waren in Bewegung, vor dem holden Kinde niederzusinken — da hörten sie ein Geräusch hinter sich.

Ach, der Vater, der Vater, und die Schwestern! Ich wollte schon vorhin Sie um Verzeihung bitten, daß sie nicht sogleich —

Sie sprang nun Vater und Schwestern entgegen, und der Herr Hofrath Werner hatte kaum Zeit, so viel Besonnenheit zu sammeln, um die Bücklinge, Erkundigungen und Komplimente des über diesen neuen Besuch höchsterfreuten Herrn

Rentkammer-Direktors zu beantworten. Von nun an waren sie nicht einen Augenblick mehr allein. Als es dämmerte, empfahl sich der Prinz.

17.

Statt ins Arbeitszimmer gieng er in sein Schlafzimmer. Vergebens hoffte er, durch Ruhe den Tumult seiner Empfindungen zu beschwören. Er sprang auf, setzte sich und entwarf an die blauaugige Charlotte-Theodore eine Epistel, die — jeder Liebende hier ausfüllen mag.

Spät warf er sich auf's Bett, um nun wirklich von der Geliebten zu träumen. Doch er hatte vergessen, sein Zimmer abzuschließen, und des Morgens stand Hofrath Reinhold an seinem Bette.

Ich bedaure, Prinz, daß ich Sie stören muß; aber ein Schreiben von dem Herzog, das ich so eben durch eine Stafette erhielt —

„Von meinem Vater? Mein Gott!" fuhr Theodor bestürzt auf: Er ist doch nicht krank?"

Das ist er, erwiederte Reinhold, obwohl nicht bedenklich, wie ich hoffe. Er befiehlt uns, augenblicklich abzureisen. Der Reisewagen steht vor der Thüre.

„Ist es möglich!“ rief der Prinz aus, und sprang auf: „In wenigen Minuten bin ich „fertig.“

Wir wissen, wie Theodor seinen guten Vater liebte. Der Kampf zwischen den blauen Augen und der kindlichen frommen Liebe war bald entschieden. Er kleidete sich an. Die Epistel fiel ihm in die Augen. Die Unmöglichkeit, unter allen diesen Verhältnissen sie an Ort und Stelle zu bringen, sprach sich zu bestimmt aus. Doch konnte er sich nicht enthalten, den rückkehrenden Reinhold, der indeß sich entfernt hatte, zu fragen: „Und die Kommission?“

Die Befehle des Herzogs werden bestimmen, durch wen sie fortgesetzt werden soll! erwiederte Reinhold.

18.

Die Postillione ließen sich hören. Man mußte einsitzen. Verschloßen und einsilbig saß der Prinz neben dem Hofrathe im Wagen. Dieser blieb sich gleich und fragte nicht.

Sie langten in der Residenz an. Der Herzog empfing Theodor in seinem Kabinete abermals lächelnd und schloß ihn seine Arme.

„Sie sind hergestellt, mein theurer Vater?“ rief der Prinz freudig.

War ich denn krank?

„Wie? Die Depesche —"

Ja so! Daran dachte ich nicht mehr! Vergieb, lieber Theodor! Ich mußte dich wiedersehen, und wenn die Grafschaft mit allen ihren blauen Augen zu Grunde gegangen wäre.

„Ach, lieber Vater, ich sehe wohl, Sie wissen „Alles."

Freilich! fuhr der Herzog lächelnd fort: Du hattest einen feinen Spion an deiner Seite, obgleich den redlichsten von der Welt.

„Ach, Reinhold!"

Du grollst doch nicht mit ihm? Alles war zwischen uns verabredet. Aber, aber, lieber Theodor! — hier hob er den Finger — das Experiment mit den blauen Augen wäre bald noch schlimmer ausgefallen, als das mit den schwarzen. Indeß für eine oder die andere Farbe mußt du dich doch endlich entscheiden, wenn anders unser Fürstenstamm nicht erlöschen soll.

„Wie verstehen Sie das, mein Vater?"

Ein andermal, lieber Teodor! Wir haben vornähme Gäste, und es ist schicklich, dich ihnen sogleich vorzustellen."

19.

Der Herzog öffnete die Thüre des nächsten Zimmers. Hier stand die edle Fürstin von —, und neben ihr zwei Huldinnen, ihre Töchter: Agathe mit den schwarzen, und Marie mit den blauen Augen! —

Welche der Erbprinz wählte? — Ja, das mögen meine Leserinnen errathen; denn der Dichter möchte es gerne weder mit den schwarzen, noch mit den blauen Augen verderben.

II.

Die deutsche Bajadére.

Die deutsche Bajadère.

1.

Edmund, Freiherr von S... war der einzige Sohn eines reichen Güterbesitzers. Sein edler Vater hatte frühe ihm Grundsätze eingepflanzt, seinem Karakter, Haltung und Festigkeit, die edle Mutter seinen Empfindungen Zartheit und Weichheit gegeben. Beide verlor er in seinem 21. Jahre, als er von der Akademie zurückkehrte. Er war nun unabhängig und reich. Weise, reif und besonnen genug, um Sinn für wahren Lebensgenuß zu besitzen, aber mit glühender Empfindung, feuriger Einbildungskraft und zartem Schönheitsgefühl ausgesteuert, also unfähig, ein Daseyn, daß er der Natur, der Kunst und den Wissenschaften zu widmen gedachte, ohne Liebe zu ertragen.

2.

Seine Bildung, seine edle Gestalt und noch mehr sein Reichthum, zogen ihm aus der nahen

Residenz und aus dem Umgebungen seiner Güter eine Menge Anträge zu. So entzündet auch seine Fantasie, so reizbar sein Gemüth war, so prüfte er doch ruhig und ernst. Er fand bei weitem die mehresten Weiber, die selbst, oder durch ihre Verwandte um seine Hand warben, und unter den sich manches reizende Geschöpf befand, verbargen die Leerheit ihres Kopfes, und noch mehr ihres Herzens, entweder hinter einer vom Welttongeschwätz überfirnißten Koketterie, oder, was noch weit schlimmer ist, hinter affektirter Sentimentalität und Halbbildung. Tiefe, reine Empfindung, Wohlwollen der Seele, Adel und Zartheit des Gefühls; das war es, was sein Herz bedurfte und — nirgend fand.

3.

Endlich führte der Zufall Amalien von J... eine seiner weitläuftigen Verwandtinnen, aus der Ferne in die Hauptstadt. Eine reizende Brünette. Er sah sie, und ward von ihrer vollendet schönen Gestalt entzückt. Er prüfte, und die äussere Stille und Sanftheit ihres Wesens, ihr Hang zur Häuslichkeit, sprachen ihn mächtig an. Er entdeckte ihr seine Neigung und seinen Lebensplan. Jeder Ton, den er

angab, schien auch die Saiten ihres Gemüths zu berühren. Er glaubte sein Ideal gefunden, glaubte sich geliebt und gab Amalien seine Hand.

Die Küßwochen verschwanden, gleich einem schönen Frühlingstraum. Die Maske fiel. Allmählich entfaltete sich in Amalien ein neues Wesen. Sie langweilte sich auf den Gütern ihres Gemahls. Man zog in die Residenz. Die stillen, häußlichen Freuden machten Assambléen, Bällen, dem Spiele, den Courmachern, und endlich Galanterieen und Intriguen Platz, die Edmunds Ehre bedrohten.

Edmund, der unglückliche Edmund, sah sich furchtbar getäuscht. Zwei Jahre rang er, duldete er; endlich entfloh seine Gemahlin mit einem Abentheurer; er wurde geschieden, und war nun wieder allein.

4.

Tief hatte zwar diese schreckliche Erfahrung ihn gebeugt, aber sein stürmisches Sehnen nach Liebe blieb, zu seiner Pein. In der Ferne hoffte er endlich das Ideal seiner Sehnsucht zu finden, die schönen Träume seines poetischen Gemüths zu verwirklichen. Er beschloß, zu reisen.

Von einem alten treuen Diener begleitet, durchzog er Frankreich, Italien und die Schweiz; ward oft gerührt, oft entzündet, oft getäuscht, nie befriedigt. In tiefer Schwermuth und Verschlossenheit kehrte er nach Deutschland zurück; bestimmt, jeder ernsten Verbindung zu entsagen, und die Stürme seiner kranken Phantasie durch wilde Sinnlichkeit zu beschwören.

5.

In dieser Stimmung kam er nach B. und besuchte dort die feineren, der Freude gewidmeten Säle. Die nackte Gemeinheit, die er natürlich hier gewahrte, eckelte ihn minder an, als die, unter dem verrätherischen Firniß der höhern Welt verhüllte, von der er so traurige Erfahrungen gemacht hatte.

Einst da er den üppigen Tänzen dieser Bajaderen zuschaute, die sich zu einem allgemeinen Reihentanze mit ihren ephemèren Anbetern vereinigt hatten, erblickte er neben sich eine ihrer Gespielinnen, die er noch nie bemerkt zu haben glaubte. Eine kleine runde Blondine, zwar ganz dem Kostüm des Orts gemäß gekleidet, aber einsam, ohne Nachbarin, mit gesenktem Blicke und auf dem Schooße gefalteten Händen. Dies fiel Edmund auf. Er begann ein Ge-

spräch, und begann es mit einer achtenden Scheu, die an diesem Orte ganz ungewöhnlich war.

„Sie nehmen nicht Theil an dem allgemeinen Tanze, meine schöne Nachbarin?“

Nein, mein Herr! erwiederte sie mit leiser, weicher, harmonischer Stimme, ohne aufzublicken.

„Und warum nicht?“

Weil — weil ich den Tanz nicht liebe — am wenigsten diesen.

„Aber, liebes Kind, Ihre Anwesenheit an diesem Orte —“

Ach Gott! — Sie schlug ihre schönen blauen Augen auf und eine Thräne drängte sich hervor.

6.

Edmunds Interesse, Edmunds Neugierde wuchs; er vergaß seine Umgebungen und sprach mit Achtung zu dem holden Geschöpf. Er bat sie um ihren Namen und ihre Wohnung.

Ich heiße Nanni — antwortete sie schluchzend — fragen Sie mich nichts weiter.

Durch sein achtungsvolles Benehmen und freundliches Zureden gewann er endlich des Mädchens Vertrauen und vermochte sie, mit ihm in ein anstoßendes Zimmer zu gehen. Er ließ Wein und Konfekt bringen. Nanni rührte nichts an.

Ich bin krank, sagte sie mit wehmüthiger Stimme, — ich bitte um Thee.

„Krank und hier?"

Ach nur die äusserste Noth und Verzweiflung — Thränen erstickten ihre Sprache.

Edmund war zwar dieser Komödienscenen gewohnt; doch konnte sich sein Herz der Rührung nicht erwehren. Er entlockte der armen Nanni nach und nach ihre kleine Geschichte durch herzliche Freundlichkeit.

7.

Nanni, im 16ten Jahre, war die Tochter eines einst angesehenen Kaufmanns aus G—au. Durch Unglücksfälle seines Vermögens beraubt, hinterlies er sie in Dürftigkeit. Sie nahm Dienste bei einer Gräfin in B. . . Dort wird sie krank und in das Hospital gebracht. Wähyrend dem hatte die Gräfin ein anderes Mädchen angenommen und B. verlassen. Der Krieg

brach aus; alles schränkte sich ein; vergebens suchte sie, noch nicht völlig genesen, neue Dienste. Lange rang sie mit Hunger und Mangel. Der Gipfel ihres Elends zwang sie endlich, sich zum Opfer hinzugeben, und den B—n Saal zu besuchen. Es war das erstemal, so betheuerte sie; auch hatte Edmund sie noch nicht dort bemerkt. Doch bei allen Zweifeln über den letzten Punkt ihrer Erzählung — deren Wahrheit er übrigens in der Folge, bei ernster Nachfrage bestättigt fand, — konnte er sich des innigsten Mitleids mit diesem armen Geschöpfe nicht erwehren. Ihre herzliche Offenheit, ihre Sanftheit, die Gutmüthigkeit, mit der sie ihn beschwor, sie zu retten, und ihm dafür ewige Liebe und Treue gelobte; erschütterten ihn und stürzten sein ganzes Weisheitssystem um. Er bot ihr Gold; sie nahm es nicht. — Sie schlang sich um seinen Nacken; sie drängte sich auf seinen Schoos, sie heftete gewaltsam ihre Lippen auf die seinen.

Du mußt mich lieben, rief sie, unter einem Strom von Thränen aus, oder mich meinem Elende überlassen.

Edmund behielt kaum Besonnenheit und Kraft genug, sich aus dieser gefährlichen Umarmung loszuwinden. Er versprach ihr seinen Beistand.

Nein, nein, rief sie im Ton der Verzweiflung, ich habe endlich einen Retter gefunden; Du nimmst mich mit, oder Du siehst mich vor Deinen Augen untergehen."

„Wohlan! Nanni! Bist Du bereit mir „augenblicklich zu folgen?"

Augenblicklich!

8.

Er verließ an ihrem Arme den Saal und stieg mit ihr in eine Miethkutsche; von dieser sonderbaren Scene betäubt und ungewiß, wie sie sich entwickeln sollte?

Schweigend saß Nanni an seiner Seite; beym Scheine der Laterne sah er, daß sie die gefalteten Hände gen Himmel hob.

So kamen sie nach Hause. Edmunds alter Diener machte große Augen. Nanni setzte sich in einen Winkel und verhüllte ihr Gesicht. Edmund befahl Stephan, sich zu entfernen.

Edmund nahte sich dem sonderbaren Mädchen; er zog den naßgeweinten Schleier hinweg; sie blieb unbeweglich und schwieg.

„Wie nun, Nanni! Willst Du nicht zu „Bette gehen."

Du verachtest mich; ich bin Dein. Einem Manne wollte ich mich ganz hingeben, ihn lieben, seine Dienerin, seine Sklavin seyn. Dies alles will ich Dir. — Aber dieser Mann muß mich lieben; er muß nicht mein Unglück mißbrauchen.

Hier sank sie zu Edmunds Füßen.

Sey gut, sey großmüthig und Nanni wird dirs lohnen!

9.

Edmunds Erstaunen wuchs; diese wunderbare Mischung von Hingeben und Seelenadel waren für ihn eine neue Erscheinung. Gewaltsam aufgeregt waren seine Sinne, doch seine Grundsätze siegten. Er hob Nanni auf.

„Ruhig, armes Mädchen! dieses Zimmer „ist Dein; ich gehe, um im nächsten —"

O nein, nein, gieb mir dort einen Sessel und laß mich gehen.

Edmund sah, daß das arme, leicht gekleidete Geschöpf vor Frost zitterte; er zwang sie, sein Bett anzunehmen, und streckte sich auf ein Sofa im Vorzimmer. Die Erinnerung der sonderbaren Scenen dieses Abends, die Besorgniß

der Folgen seiner Unbesonnenheit, des Urtheils der Welt, verscheuchten den Schlaf. Er beschloß endlich, Nanni am andern Morgen an einen schicklichen Ort zu bringen, und dort für sie zu sorgen. Mit dem ersten Sonnenstrahle sprang er auf und schlich in ihr Zimmer.

10.

Da lag Nanni angekleidet auf dem Bette, schlafend; ihr keimender Busen halb entschleiert, ihre Hände gefaltet, als sey sie betend entschlafen.

Schweigend betrachtete Edmund das holde, räthselhafte Wesen. Ein kleines Geräusch erweckte sie; sie sprang auf, verhüllte sich und sank von neuem zu Edmunds Füßen.

„Nanni! was soll aus uns werden?“

Was Du willst, nur verstoße mich nicht.

Edmnnd entdeckte ihr seinen Entschluß; doch Nanni betheuerte ihm, unter einem Strom von Thränen, daß sie von ihm unzertrennlich sey; und daß, wenn er sie verstoße, sie ohnfehlbar sich in den Fluß stürzen würde. Krampfhaft hielt sie dabei seine Kniee umfaßt.

„Aber, Nanni, Du bedenkst nicht — ich „bin jung, Du bist schön —“

Ich bin Dein! Bediene Dich Deiner Gewalt; aber soll ich Dich lieben, so schone mich, bis Du mich liebst.

11.

Edmund konnte dem Zauber ihrer rührenden Bitten nicht widerstehen. Er gab nach; es ward beschlossen, daß Nanni bei ihm bleiben und seine kleine Wirthschaft besorgen sollte.

Von diesem Augenblick schien das sonderbare Wesen verklärt. Sie schrie laut auf; sie umfaßte von neuem seine Kniee und badete sie in Freudenthränen.

„Du bist mir nun alles, mein theurer Wohl„thäter!“ rief sie aus. „Nanni wird nur „für Dich leben, wird für Dich sterben!“

12.

Mit der höchsten Emsigkeit widmete sie sich nun den häuslichen Verrichtungen; auch den gemeinsten. Den ganzen Tag sorgte sie nur für Edmunds Bequemlichkeit, lauschte auf seine leiseste Wünsche und eilte, ihnen zuvor zu kommen. Die ihrigen waren im hohen Grade mäßig. Edmund ließ ihr die Wahl der Klei-

der, sie wählte die einfachsten, dachte nie an ihr Bedürfniß, und trieb die Arbeitsamkeit, die Reinlichkeit, die Sorge für die Ersparniße oft soweit, daß sie Edmund ein Lächeln abzwang.

Sie wohnte in einem abgesonderten Zimmer, aber unaufhörlich lauerte sie: ob ihr Gebieter nichts verlange? und zerfloß in Thränen, wenn er später als gewöhnlich nach Hause kam.

Edmunds alter Diener, der anfangs über diese neue Wirthschafterin gewaltig den Kopf geschüttelt hatte, gewann das gute, emsige Wesen lieb; denn ihre Thätigkeit, so wie ihre Anhänglichkeit für ihren gemeinschaftlichen Herrn, war ohne Gränzen.

13.

Hatte Nanni unsern Edmund anfangs nur gerührt, so zog ihre immer mehr sich entfaltende Gutmüthigkeit, ihr herzliches Wohlwollen, ihn gewaltsam an. Er fühlte, daß er liebte und zog sich mit Schaam von dieser Bemerkung zurück. Er zitterte, den Bajadéren-Schleier der Vergangenheit zu lüpfen. Unbefangen und kindlich überlies ihm oft Nanni das Anschauen ihrer im Schooße der Zufriedenheit sich neuentwickelnden Reize. Edmund hatte ihr sein Wort

gegeben; sie kannte ihn nun, sie besorgte gar nichts. Edmunds Liebe wuchs endlich zur Leidenschaft. Nach einem langen Kampfe beschloß er, sie dadurch zu heilen, daß er Nanni in sich selbst zurückgehen, sie in den Bajadérenstand zurücktreten ließe, aus dem er sie genommen hatte. Auch alle andre Proben der Treue sollte sie aushalten, und dann entweder auf ewig die Seinige werden, oder auf ewig ihn verlassen.

14.

Die erste Probe begann. Unter einem Vorwande zwang er Nanni mit ihm zu einem Soupé an einen öffentlichen Ort zu fahren, und zwar ungefähr eben so gekleidet, wie er sie aufgenommen hatte. Sie gehorchte mit lächelndem Munde und nassen Augen. Dort hatte er einige Offiziere der Garnison, bekannte Wüstlinge, versammelt, die ihm beim Anblick seiner Gefährtin Glück wünschten.

Nanni schlug die Augen nieder, schwieg und setzte sich nur auf Edmunds wiederholten ernsten Befehl zwischen die Tischgenossen. Der Champagner floß. Auch Nanni mußte trinken; doch ihre Thränen träufelten in das Glas.

Man wurde laut, frei, und plötzlich erschien der alte Stephan und rief seinen Herrn ab.

Nanni flehte knieend, ihn zu begleiten; doch Edmunds strenger Befehl, und sein Wort, auf der Stelle zurück zu kehren, zwangen sie, zu bleiben. Kaum war Edmund einige Augenblicke zu Hause, so hörte man vor der Hausthüre, erst lautes Wimmern, dann einen Schlag. Man öffnet; — da lag Nanni halb ohnmächtig, erstarrt, mit zerstreuten Haaren, vom Falle blutend, mit zerrissenen Kleidern. Man bringt sie zu sich. Kaum hat sie Kraft, Edmund zu erzählen, daß jene Tischgenossen nach seinem Abgange sie als Bajadére zu behandeln versucht, daß nur ihr lautes Hülfsgeschrei ihr die Thüre geöffnet, daß sie bewußtlos (es war tiefer Winter) in den Straßen fortgerennt und endlich an der Hausthüre ohnmächtig niedergesunken sey.

15.

Das arme Kind schwieg; es dachte nicht daran, Edmund über seine Grausamkeit Vorwürfe zu machen. Edmund ward die Wahrheit der Erzählung durch die Neckereien der Tischgenossen über seine Lukrezia, am andern Tage bestätigt. Er bereute; seine Liebe zu

Nanni wuchs, aber auch seine Unentschlossenheit blieb.

16.

Zu einer neuen Probe lieferte das Schicksal Stoff. Bald darauf herrschte eine gefährliche epidemische Krankheit. Auch Edmund ward damit befallen. Er nahm eine Wärterin aus dem Spital; er beschwor Nanni, sich der augenscheinlichen Gefahr nicht blos zu stellen, die der Arzt als unvermeidlich angab. Vergebens! Nanni wich nicht von Edmunds-Lager, sie hieng an seinen Blicken, sie wachte an seiner Seite. Knieend an seinem Bette, gab sie ihm die Arzneien; und in den gefährlichsten Augenblicken, wo man an Edmunds Leben zweifelte, stürzte sie auf sein Lager, heftete ihren Mund auf seine vom Fieber glühende Lippen, und schien, ihm Leben einhauchen, oder sich den Tod einsaugen zu wollen.

Edmund genaß allmählig, und Nanni, von seiner Krankheit ergriffen, rang nun zwei Monate mit Tod und Leben. Doch auch da war ihr Gebieter ihre einzige Sorge, von ihm fantasirte sie in der Fieberhitze und daß sie nicht ihn pflegen konnte, schien ihr einziger Harm.

So viele Beweise treuer, reiner Anhänglichkeit erschütterten Edmund gewaltsam. Doch noch rang er mit den bösen Geistern der Erinnerung an Nanni's Bajadèren-Stand, mit dem Urtheile der Welt und mit der Idee des Werths, den der Mann mit Recht auf volle Reinheit des Weibes setzt.

17.

Edmund gab eine unvermeidliche Reise zu einer alten Tante vor. Er machte Nanni nicht ohne viele Mühe begreiflich, daß sie dahin ihn unmöglich begleiten könne, versprach aber in wenigen Tagen zurück zu kommen, und empfohl sie der Obhut seines alten Stephans. Edmund mußte ihr den Ort, die Entfernung, den Tag, die Stunde, die Minute seiner Rückkunft bestimmen, eh er sich aus den Armen des ängstlichen Geschöpfs winden konnte. Er reiste zu der Tante ab. Nach einigen Tagen, die Nanni in Thränen zubrachte, erschien Stephan mit verstörtem Gesicht, ihr die Nachricht zu bringen: ihr Herr sey krank geworden. Ohnmächtig stürzte Nanni nieder. Als sie zu sich kam, drang sie mit solchem Ungestüm darauf, auf der Stelle, sey es auch zu Fuß, abzureisen, daß ihr Stephan endlich nach langen Umschwei-

fen erklären mußte: ihr Gebieter sey plötzlich an einem Schlagfluße gestorben.

18.

Bei dieser Bothschaft blieb Nanni unbeweglich. Die Größe des Schmerzes schien sie zur Statue erstarrt zu haben. Sie weinte nicht, sie sprach nicht. Endlich verließ sie das Zimmer. Es wurde Nacht und sie kam nicht zurück.

Am Morgen des dritten Tages, mit Anbruch desselben, langte sie zu Fuß auf dem Gute an, wo Edmund sich befand. — Achtzehn Meilen war das zarte, wunderbare Geschöpf, Tag und Nacht, ohne Nahrung fortgewandert, ihre Füße mit Wunden bedeckt, ihre Kleider zerrissen, ihr ganzes Aeußeres entstellt, das Gespenst einer Wahnsinnigen.

Im Schloße lag noch alles im Schlafe. Sie stürmt; man öffnet. Sie fragt nach Edmund, nach ihrem Gebieter; zu seiner Leiche wollte sie, auf seiner Leiche wollte sie sterben, und zitterte nur: sie möchte begraben seyn.

Eine alte Magd zeigt ihr Edmunds Zimmer. Er liegt noch; er schläft; sie hält ihn für todt. Sie stürzt sich auf das Lager; sie umfaßt ihn mit der letzten Lebenskraft.

Edmund erwacht. — Er lebt! — Freude, Entsetzen, Ermattung raubten ihr das Bewußtseyn; Edmund bringt sie endlich zu sich. — Sein Stephan war hergeritten. Er sieht; er erfährt alles. — Nanni ist erwacht; Edmund schließt sie mit der Wuth des Entzückens in seine Arme.

„Nanni!" ruft er aus: „Du bist mein! „meine Gemahlin, mein Weib!"

III.

Die Heurath durch Korre=
spondenz.

Die Heurath durch Korrespondenz.

(Wahre Anekdote.)

1.

„Also morgen früh reiset ihr schon ab?“ — fragte Grethchen, die Köchin des Fräuleins von R., ihren Geliebten, den Fourier-Schützen des Lieutenants von F. —, dem sie in der Dämmerung unter der Hausthüre den Arm um den Nacken geschlungen hatte.

Mit Tages Anbruch, erwiederte Johann, unsere Felleisen sind gepackt; in drei Tagen sind wir bei der Armée.

„Und Grethchen, Dein treues Gretchen ver-„gessen!“

Vergessen? Soll ich Dir schwören? —

„Was schwören! das ist ja bei euch schon „Gewohnheit. Falscher! hast Du wohl, als „Du vorigen Winter mit Deinem Herrn ver-„reist warst, ein einziges mal an mich ge-„schrieben?

Ja, damals waren wir auf Kommando! und ich hatte alle Hände voll zu thun.

„Und jetzt? Wirst Du mir wieder nicht „schreiben? —

Ja, sieh, liebes Grethchen, ich habe Dich herzlich lieb, und treu bleiben werd ich Dir auch; aber das Schreiben ist meine Sache nicht.

„Freylich! weil Du genug zu thun hast, „mit andern Mädchen zu kosen.“

Hol mich —! nicht. Aber sieh: ich bin nur so eben durch die Schule gelaufen, und der Himmel weiß, ob Du mein Gekritzel und meine Spinnenfüße wirst lesen können.

„Sorge nicht! — Was man gerne ließt, „kann man schon heraus bringen; und im Noth„fall hilft mir mein Fräulein.“

Dein Fräulein? Du wirst ihr doch wahrhaftig nicht meine Briefe —?

„Zeigen? warum denn nicht? Sie weiß, „daß ich Dir gut bin; ich habe vor ihr kein „Geheimniß. Sie hat mir eine Ausstattung „versprochen, und würde schon selbst mit Dei„nem Herrn von uns gesprochen haben, wenn „nur dieser sich artiger gegen sie betrüge.“

Wie? soll mein Lieutenant etwa noch höflich gegen sie seyn, da sie ihm die reiche Erbschaft vor der Nase weg nimmt? —

„Johann! Gegen mein Fräulein sage mir „ja nichts; wenn ich Dich länger lieb haben „soll. Was kann denn sie dafür, daß die „Tante sie zur Erbin eingesetzt und Deinen „Lieutenant enterbt hat — weil er ein lockrer „Zeisig ist.“

Grethchen, wenn Du mir noch ein Wort gegen meinen Lieutenant sagst, so sind wir geschiedne Leute! —

„Nun, ist es etwa nicht wahr?“

Lustig ist mein Herr, das ist wahr; Aber ehrlich und brav; und Dein Fräulein thäte wohl klug, ihm die Erbschaft abzutreten.

„Denkt doch, Herr Johann!“

Oder ihn zu heurathen —

„Hat er ihr ja nicht einmal bei seiner „Durchreise die Visite gemacht. —“

Nun! nun! die verlohrne Erbschaft wurmt ihn freilich noch; und wer wird ihm das verdenken? Aber horch! — es schlägt! — 9 Uhr! — Wahrhaftig! nun muß ich fort, mein Herr wird schon zu Hause seyn. —“

„So warte doch! —“

Nein! nein! Grethchen! Exakt muß man im Dienste seyn. — Lebe wohl! und bleib mir treu!

„Ach! und Du?“

Bis in den Tod!

„Und Du schreibst?"

Ich schreibe — aber Du?

„O ich werde Dir gewiß antworten — Jo-
„hann! Herzens Johann! da nimm! diese
„Handschuhe habe ich für Dich gestrickt zum
„Abschied und viele tausend Thränen. — Mein
„Fräulein ruft! — Leb wohl! — Leb tausend
„mal wohl. — Und wann erhalte ich Deinen
„ersten Brief?"

In acht Tagen, rief der sich entfernende Johann noch nach.

2.

Er eilte zu seinem Lieutenant und am andern Morgen reisten sie zur Armée.

Grethchen war ein Mädchen aus dem Dorfe, das die Tante der Familie von R. — vermacht und diese für sich erzogen hatte. Johann war aus dem nämlichen Dorfe. Als Kinder hatten sie sich geliebt; in dem Städtchen, wo sein Lieutenant einige Zeit in Garnison lag und das die Tante im Winter bewohnte, wieder gefunden, und die alte Liebschaft erneuert.

Freilich sehr heimlich; denn die alte fromme Tante hatte ihr Neffe, der Lieutenant von F. —, durch einige lockere Jugendstreiche sehr gegen sich aufgebracht, sie hatte ihm ihr Haus ver-

boten, Fräulein Amalie, ihre entfernte Verwandtin, zu sich genommen und dieser ihr ganzes Vermögen kürzlich hinterlassen.

3.

Fräulein Malchen kannte zwar ihren Vetter gar nicht, indeß hatte sie doch stets seine Parthey bei der Tante genommen, und sie doch auf dem Sterbebette noch zu einem Legat vermocht.

Davon wußte der Lieutenant nichts. Die Enterbung schmerzte ihn; er schrieb sie natürlich den Einschmeichlungen des Fräuleins zu, und als er auf dem entfernten Werbposten, auf dem er sich damals befand, durch das Städchen reißte, konnte er es nicht über sich gewinnen, sie zu besuchen; sondern ließ das Legat durch seinen Anwald erheben, und war nun im Begriff, weiter zu reisen.

Fräulein Malchen konnte natürlich auch nicht den ersten Schritt thun und so blieben denn die beiden Verwandten getrennt, ohne sich auch nur zu sehen.

4.

Johann war ein braver Bursche, liebte sein Grethchen redlich und herzlich; aber er war

jung und leichtsinnig. Oft dachte er an Grethchen, aber ihre Bitte — war vergessen! Nach einigen Monaten kam ein Rekrutentransport zum Regiment und darunter ein Vetter von Grethchen, der sie beim Durchmarsch besucht hatte. Grethchen war krank, glaubte sich von ihrem Johann vergessen und — weinte!

Nun erwachte Johanns ganze Zärtlichkeit, Schaam und Reue folterten ihn; er wollte sogleich schreiben. — Da fiel ihm zum ersten mal ein, daß er sich in seiner Kindheit in der Schule leichtsinnig vernachläßigt hatte. Indessen machte er sich an die Arbeit und schrieb:

„Gott zum Gruß, herzliebe Grethe, und „Du bist krank, und ich bin gesund.“

Weiter wollten, aller Anstrengung ungeachtet, die Gedanken nicht fließen, und auch diese Zeilen waren so voll jämmerlicher Krazfüße, daß er sie selbst nicht mehr zu lesen vermochte. Der Angstschweiß brach dem armen Burschen aus. Er wollte so gerne Grethchen beruhigen, und wußte doch nicht, wie er es anfangen sollte? — Einem Kameraden oder wohl dem Fourier sich anvertrauen, wollt' er aus Schonung für seine Geliebte nicht. Er sann hin und her, und blieb endlich bei dem Entschlusse stehen, seinem Herrn, dem Lieutenant, sein Herz zu öffnen.

5.

Der Lieutenant kam so eben von der Wache, fröhlich und gut gelaunt. Johann hieng den Kopf, und kleidete ihn stumm und traurig an.

„Was fehlt Dir, Bursche? bist Du krank?"

Nein, Herr Lieutenant.

„Nun, warum hängst Du den Kopf? Ich „glaube wahrhaftig, Du bist verliebt!" —

Gelegner hätte diese Vermuthung seines Herrn dem armen Johann nicht kommen können. Nun gieng ihm das Herz auf. Er vertraute dem Lieutenant sein Geheimniß und seine Verlegenheit.

„Sonderbar genug," rief der Lieutenant, „daß Du Dich gerade in das Kamermädchen „meiner ärgsten Feindin verlieben mußt! — „Doch das ist Deine Sache! — Ist Dein Mäd„chen hübsch?"

Ein Engel, Herr Lieutenant!

„Nun, nun, unter dem Engel thuts kei„ner."

Und herzensgut; Herr Lieutenant!

„Blond, brünett?"

Schwarze Augen, schwarze Haare —

„Gut gewachsen?"

Wie ein Fräulein; ihr Fräulein, wollt' ich sagen.

„Hat sie auch Verstand?

Zehnmal mehr als ich!

„Nun wahrhaftig, Du bist ein glücklicher „Prinz! — Kennt sie denn Deine Handschrift?“

Nein, wir schreiben uns zum ersten mal.

„Gut! dießmal will ich Dir aus der Noth „helfen. — Aber was willst Du denn Deiner „Geliebten sagen?“

6.

Wer war froher als Johann; hundert mal küßte er seinem Herrn die Hand und schüttete vor ihm sein ganzes Herz aus.

„Feder, Dinte, Papier!“

Der Lieutenant setzte sich, und schrieb folgenden Brief:

„Theures Grethchen!

„Mit der innigsten Wehmuth höre ich, Du „bist krank! Du härmst Dich über mein Schwei„gen? Du hältst mich für unbeständig, wohl „für treulos? — Zeige mir erst ein liebenswür„digeres Wesen als Du, und dann erlaube ich „Dir, an meiner Treue zu zweifeln. Deine „Unruhe würde mich doppelt betrüben, hielt ich „sie nicht für eine Folge Deiner Bescheiden„heit. Glaubst Du denn, die Wunden, die „Deine schwarzen Augen schlugen, heilten so

„schnell? Die Fesseln aus Deinen schönen Haa-
„ren gewunden, seyen so schnell gelößt? — Laß
„Dir selbst mehr Gerechtigkeit widerfahren.
„Nein, theures Grethchen! Ich liebe Dich zärt-
„lich, ich bete Dich an; ich werde Dich ewig
„lieben. An Deiner Treue habe ich noch kei-
„nen Augenblick gezweifelt. — Siehst Du, daß
„wir Männer gerechter und aufrichtiger sind,
„als ihr? — Härme Dich nicht, mein theures
„Mädchen! und sorge für Deine Gesundheit. —
„Ist der Feldzug zu Ende, so kommen wir
„wieder, oder mein guter Herr giebt mir Ur-
„laub und ich fliege in Deine Arme. Doch
„was ist Abwesenheit und Zeit für Liebende?
„Selbst das Grab kann sie ja nicht scheiden.
„Antworte mir bald, glaube, daß ich auch jen-
„seits des Grabes noch seyn werde

„Dein treuer Johann
„Stumpffuß.“

7.

Der Lieutenant las diesen Brief Johann vor, und dieser war darüber entzückt. Es fiel ihm gar nicht ein, daß Grethchen ihn wohl über seinen Horizont finden möchte. Er konnte die schönen Sachen, die sein Lieutenant ihm sagen ließ, nicht genug bewundern. Die Ge-

fühle waren in seinem Herzen. Ihm erschien also der wohlstylisirte Brief ganz aus der Seele geschrieben, und er begriff nicht, warum er das alles nicht selbst hätte aufsetzen können?

Der Brief gieng ab, und kam richtig an. Man denke sich Grethchens Entzücken. Anfangs stutzte sie freilich über die kostbaren Sachen und vornehmen Ausdrücke des Briefs, die dem zwar guten, aber schlichten und ungebildetem Johann so wenig paßten. Aber bald beruhigte sie sich durch die Idee, daß die Liebe wohl beredt machen könne; durch die Eitelkeit, einen so gescheiden Burschen gefesselt zu haben; durch den Gedanken: daß so mancher seine Gedanken zierlicher in Schriften, als mündlich ausdrücken könne. Man glaubt so gerne was man wünscht! —

8.

Mit Einem Worte, in der Freude ihres Herzens, lief sie zu ihrem Fräulein, vor der ihre alte Liebe zu Johann kein Geheimniß war, die selbst an ihrer Unruhe über Johanns Schweigen freundlichen Antheil genommen hatte — und zeigte ihr frohlockend den Brief des Geliebten.

Fräulein Malchen erstaunte allerdings über dessen Inhalt. Zwar kannte sie Johann nicht;

aber dieser Inhalt stimmte doch so wenig zu einem Bauernsohn, der, kaum durch die Schule gelaufen, zum Soldaten weggenommen, der Fourierschütz war.

Indeß war sie zu gutherzig, um ihr Grethchen in ihrer Freude auch nur durch laute Zweifel zu stöhren und wünschte ihr also zu einem, zugleich so zärtlichen und verständigen, Liebhaber Glück.

Grethchen steckte den Brief in ihr Busentuch; und er gieng mit ihr zu Bette; doch die Freude ließ sie wenig schlafen.

9.

Als am andern Abend Fräulein Malchen von der Gesellschaft zu Hause kam, fand sie das arme Grethchen an ihrem Nähetische mit der Feder in der Hand — in Thränen.

„Was fehlt Dir?"

Grethchen stürzte sich auf die Hand ihrer Gebietherin und benetzte sie schweigend mit heißen Zähren.

Nach mannichfaltigen Fragen kam es endlich zum Vorschein, daß Grethchen vergebens versucht hatte, den Brief ihres Geliebten auf irgend eine passende Weise zu beantworten. — Es wollte durchaus nicht gelingen und

Grethchen, die doch vor ihrem Johann nicht albern erscheinen wollte, die von seiner Liebe, so wie von seinem Verstande entzückt war, die jene Liebe zu verlieren, oder doch zu mindern fürchtete — war in Verzweiflung. Zehn angefangene Konzepte lagen zerrissen um ihr Nähpult her.

Fräulein Malchen lächelte; erinnerte sie gutmühig an ihre öfteren Ermahnungen, in den müßigen Stunden zu lesen, sich im Schreiben zu üben und ihren Geist auszubilden, — die das gute aber leichtsinnige Mädchen überhört hatte, und versprach, ihr für diesmal aus der Noth zu helfen.

10.

Grethchen war außer sich für Freude und Dankbarkeit, und Fräulein Malchen diktirte ihr folgende Antwort:

„Lieber Johann!"

„Ja, ich war krank. Ja, ich habe mich ge„härmt, über Dein Schweigen gehärmt. — „Zwar ich weiß es, es ist gefährlich, den Män„nern wissen zu lassen, wie sehr sie geliebt „werden, ich weiß, wie leicht sie unsre Schwä„che mißbrauchen. Doch ich will lieber un„glücklich, als falsch seyn."

„Das Vertrauen auf Deine Redlichkeit ist
„es, das mich beruhigt; nicht die Schmeiche-
„leien, womit du mich bestechen willst. Wä-
„ren meine Augen auch wirklich so gefährlich,
„als Du sie schilderst, weiß ich denn nicht,
„daß es mehr schöne schwarze Augen giebt?
„und daß ihr Männer oft schwarzen Augen
„für blaue untreu werdet, einzig deswegen,
„weil sie blau sind. — Und vollends die
„Fesseln! Ach! wir armen Mädchen wissen
„wohl, daß alle unsre Fesseln nur seidne Fä-
„den sind, die wir noch überdieß recht sachte
„und vorsichtig anziehen müssen, wenn die
„gestrengen Herren der Schöpfung sie nicht
„zerreißen und uns entschlüpfen sollen! —"

„Sage mir recht oft, daß Du mich liebst;
„nur das Wort ewig lasse zurück. Ach! das
„hat einen so üblen Ruf! — Ewig werd' ich
„Dich nicht lieben; wohl aber werd' ich es,
„so lange Du brav, rechtschaffen und mir treu
„bist. Ich weiß wohl, daß dieß einem Mäd-
„chen, die mit ihrer Gebietherin einsam und
„abgeschieden lebt, leichter fällt, als dem in
„der Welt sich bewegendem Manne, besonders
„dem Soldaten. Aber desto größeren Anspruch
„haben wir armen Mädchen auf eure Redlich-
„keit. Es ist ja so leicht, uns zu täuschen! —
„Trennung, Abwesenheit ist für euch Män-

„ner, die ihr in den Zerstreuungen der Welt, im
„ewigen bunten Wechsel lebt, nichts; aber für
„uns — die wir stets mit unserer Fantasie allein
„am Nährahmen sitzen — für uns ist sie schmerz-
„lich. Doch ich will ruhig sie ertragen; wenn
„Du, Geliebter, nur recht oft an mich denkst,
„und recht oft und zwar eben so schöne Briefe
„an mich schreibst. Ich zähle bis zu Deinem
„nächsten alle Minuten. Dieß ist wohl genug,
„um Dich zu überzeugen, wie zärtlich Dich liebt

„Deine treue Margarethe
„Strohkopf.“

11.

Zwanzig mal hatte Grethchen sich während des Schreibens erhoben, um von ihrer Gebietherin zu erforschen: was denn eigentlich das oder jenes bedeuten solle? Fräulein Malchen verständigte sie aufs beste, und so war denn Grethchen außer sich für Freude, als sie den schönen Brief mit ihrer Namensunterschrift fertig sah, und bildete sich so gut als Johann ein, es sey eigentlich das alles wohl in ihr gelegen, und habe ihr nur an der Uebung gefehlt, es von sich zu geben. Sie dankte ihrer Gebietherin mit größter Rührung, versprach, künftig ihren Ermahnungen zu folgen, und erbat sich

sogleich einige Bücher zur nächsten Sonntags-Lektüre.

12.

Johann erhielt den Brief. Unbegränzt war sein Erstaunen. Zwar hatte er das von dem Fräulein erzogene Grethchen immer für klüger, als sich gehalten, aber dieser Brief übertraf doch seine Erwartung weit. Er flog damit zum Lieutenant auf die Wache. Der Lieutenant theilte das Erstaunen seines Dieners. Zwar hatte er von Johann gehört, daß seine Kousine Grethchen erzogen habe; aber diesen ungewöhnlichen Grad von Bildung, den der Brief verrieth, hatte er nicht erwartet. Indeß, es war Grethchens Hand, die Johann kannte; die Liebe kann Wunder wirken!

Unbegreiflich blieb es nur dem Lieutenant, wie sich ein Mädchen von dieser Geistes-Bildung in einen — Johann verlieben könne! — Doch er kannte die Weiber. Johann war ein hübscher, schlanker Bursche; er wußte, was das vermag; die Antwort war passend, und seine Zweifel über Aechtheit verschwanden, um einer ganz andern Empfindung Platz zu machen.

13.

Lieutenant v. F. — war jung, feurig, empfänglich. Das Bild, welches ihm Johann von den Augen, der Gestalt u. s. w. seines Grethchens entwarf, hatte ihn schon interessirt. Dieser Brief vollendete die Eroberung. Ein so reizendes, so geistvolles Mädchen! — Kurz der Lieutenant ward ernstlich verliebt und der Nebenbuhler seines Johann.

Entfernen durfte er sich jetzt nicht vom Regimente. Johann war natürlich über die Beantwortung dieses Briefs noch mehr als vorher verlegen. Der Lieutenant kam ihm wieder zu Hülfe, benutzte dieß, um Grethchen immer, in Johanns Namen, die schmeichelhaftesten und zärtlichsten Sachen zu sagen, und erhielt von Fräulein Malchen in Grethchens Namen eben so zärtliche Antworten.

14.

Ohngefähr 8 Monate wurde diese Korrespondenz regelmäßig fortgesetzt. Die Absicht des Lieutenants war, nach Endigung des Feldzugs, das reizende, geistvolle Grethchen aufzusuchen, die Täuschung zu entdecken, sich als den wah-

ren Korrespondenten zu nennen und — unter Begünstigung dieses Umstands — ihr Herz zu erobern! — Denn, daß sie ihn seinem Johann vorziehen würde, bezweifelte er nicht; und diesen hofte er für Grethchens Verlust anderweit zu entschädigen.

15.

Der Feldzug endete. Der Lieutenant nahm Urlaub; ließ aber unter allerlei Vorwand seinen Johann noch beym Regiment zurück und eilte auf das Städtchen zu, wo die geliebte Korrespondentin wohnte.

Er begriff wohl, daß, um seinen Plan zu verfolgen, um Grethchen zu sehen, er sich mit seiner Feindin mindestens zum Schein aussöhnen, und diese besuchen müsse. Die Leidenschaft die er für jenes Mädchen gefaßt hatte überwand seinen Widerwillen. Da es ihm, nach einer so langen Vernachläßigung, an Vorwand zum Besuche fehlte, so wählte er vor der Hand den: für seinen Johann um Grethchen anzuhalten. In der Folge sollten dann erst seine Entwürfe sich entwickeln.

16.

Der Lieutenant ließ sich durch einen fremden Bedienten bey dem Fräulein melden. Grethchen trauerte über die getäuschte Hoffnung des Wiedersehens ihres Geliebten, und verschloß sich in ihre Kammer. — Der Lieutenant ward angenommen und erschien.

Wie erstaunte er, in seiner Feindin ein holdes, höchst interessantes, schlankes Mädchen, mit schwarzen Augen und schönen schwarzen Haaren zu finden! — Die von Prozessen unzertrennliche widrige Empfindung, von Advokaten und übelgesinnten Verwaltern und Sachwaltern genährt, hatte ihm seine Kousine stets nur in tiefem Schatten gezeigt.

Der Lieutenant stammelte einige Entschuldigungen über sein bisheriges Benehmen; und Amalie riß ihn durch die freundlichsten und herzlichsten Aeusserungen aus seiner Verlegenheit. Schon war des Lieutenants Neigung für Grethchen etwas erschüttert; doch die Neugier siegte. Er brachte also die Anwerbung für seinen Johann vor, konnte aber nicht umhin, bei dieser Gelegenheit, sich in Lobsprüchen über den seltenen Geist eines solchen Mädchens zu ergießen,

sein Erstaunen darüber zu bezeichnen, und zugleich dem Fräulein über deren Erziehung ein Kompliment zu machen. Amalie erkundigte sich: woher denn ihr Vetter mit Grethchens Bildung bekannt sey? und erfuhr nun das Geheimniß der Korrespondenz!

Lächelnd gab das Fräulein nun ihrem Vetter das Kompliment zurück und bezeichnete ihr Erstaunen, daß es ihm gelungen sey, einen Bauerjungen bis auf diesen Grad von Bildung zu heben, den seine Briefe an Grethchen verriethen; als deren Vertraute sie sich bekannte. — Von Erklärung zu Erklärung brach denn endlich das volle Licht hervor.

17.

Amalie und der Lieutenant gewahrten, daß sie es waren, die unter Johanns und Grethchens Namen bisher die zärtliche Korrespondenz geführt hatten. Leicht war nun die Bahn zu Verbindung ihrer Herzen.

Des Lieutenants leichtsinnige Neigung für Grethchen wandelte sich schnell in die zarteste und reinste Liebe für seine schöne Feindin. Er sank zu ihren Füßen; er flehte um Verzeihung und Liebe — und ward erhört!

18.

Nun wurde Grethchen gerufen. Ihre rothgeweinten Augen erhielten neuen Glanz. Der treue Fourierschütz wurde schleunig vom Regiment gerufen und die zwey glückliche korrespondirende Paare feyerten an Einem Tage ihre Verbindung!

IV.

Die Staffette.

Die Staffette.

1.

Es war ein schöner Sommerabend. — Die Zeit der Sieste vorüber; die Sonne sank so eben hinab und Leben und Bewegung kehrte zurück; da durchirrte Antonio am Arme seines Freunds Ludoviko, von Sehnsucht und Schwermuth getrieben, die Straßen von Verona.

Nahe am Marktplatz weckten die sanften Akkorde einer Laute, Antonion aus seiner Betäubung. — Irgend ein mit seinen Empfindungen verschwisterter Ton heftete ihn; er blickt auf. Eine weibliche Gestalt, halb hinter einer Reihe Vasen mit Rosen und Orangen-Bäumchen versteckt, wankt zwischen den vom Weste leicht bewegten Blüthen und Blättern. Es war die Lauten-Spielerin.

2.

Horch! ruft er leise seinem Freunde zu.

Sie bleiben stehen; die Dame bemerkt es, sie steht auf, sie legt die Laute hinweg, sie scheint die Vasen zu ordnen; eine schlanke Figur in weißen Flor gehüllt, biegt sich über die Altane.

Bei Gott! ein Engel! — ruft Ludoviko unwillkührlich aus — und die Dame verschwindet.

Du hast ihn verscheucht! erwiederte Antonio lächelnd; und wenn ich gleich Deine Entzückung nicht theile, so möcht ich doch mit Dir grollen, daß Du mich um die Musik gebracht hast, denn die Dame spielte mit Empfindung, und ich wette, sie liebt!

„Sie liebt, glaubst Du?“ rief Ludoviko bestürzt.

Oder sehnt sich nach Liebe! Aber wahrlich, Ludoviko! Ich weiß nicht was ich von Dir denken soll. Wie? hätte der elektrische Schlag, auf den ich vergebens harre, — so oft das Ziel Deines Spottes — hätte er meinen ernsten philosophischen Freund getroffen?

„Noch glaube ich nicht an ihn; aber, mit „Schaam bekenn' ich Dir's, stark ist der Ein„druck, den dieses reizende Wesen auf mich „gemacht hat.

Auch dauernd?

„Ich fürcht' es! — doch, wie dem sey, ich „muß wissen wer sie ist. Ich muß sie kennen „lernen."

Dieß wird nicht schwer halten, erwiederte Antonio; denn, wie ich sehe, ist ein Limonadier in diesem Hause. Gehen wir hinein!

Sie gehen hinein.

3.

Schon hatten sich mannichfaltige Gruppen dort versammelt. Ludoviko sucht den Hauswirth auf; er unterhält sich mit ihm; die Frage nach der reizenden Unbekannten schwebt auf seinen Lippen; in diesem Augenblicke geht sie selbst durch das Zimmer.

Dieser Anblick giebt ihm Muth. — Wer ist diese Dame? stößt er hastig heraus. — „Die „Nichte meiner Frau," erwiederte der lustige Wirth. — „Ein gutes Kind; seit 6. Mona„then bei uns, um von einer Schwermuth sich „zu heilen, die sie bei ihrer Mutter auf dem „Lande überfiel. Aber alle unsre Lustigkeit ist „bei ihr verlohren. Sie verschließt sich, und „bleibt einsam mitten unter dem Lärm unsrer „Wirthschaft."

Und ihr Name? —

Serafine.

4.

Ludovikos-Blicke suchten sie ängstlich unter der Menge und fanden sie endlich an einem Nebentische an Antonios Seite. Er zittert für Ungedult, Besorgniß und Freude. — Kaum wagt er's, sich zu nahen; aber Antonio ruft ihn zu sich.

Wo bliebst Du? Ich erwartete Dich längst. Hier, Signora! stell ich Ihnen meinen Freund Ludoviko vor. Er ist es, den ihr Anblick gewaltsam erschütterte — und er ist ein Philosoph!

„Ich bekenne" — stammelte Ludoviko — „ich bekenne, daß der Zauber der Musik —"

Glauben Sie ihm nicht! schöne Serafine! dieses blaue Auge allein zog ihn an.

Sanfter Karmin verklärte des Mädchens blaßes Gesicht; sie schlug die Augen nieder und schien auf ein Mittel zu sinnen, sich und Ludoviko neue Verlegenheit zu ersparen. Aber Antonio, der Unbefangene, kam ihr zu Hülfe. Er lenkte das Gespräch auf Serafinas Laute. Er gestund ihr den Eindruck, den ihre Musik auf seine kranke Seele gemacht habe. — In der Folge des Gesprächs entwickelte er die Natur seiner Krankheit, seines Bangens und Sehnens und Strebens nach einem unbekannten, aber

mit sichern Umrissen gezeichneten Ideal, mit aller Gluth seiner brennenden Phantasey.

Serafine horchte mit gesenktem Blicke; die leichten Rosen ihrer Wangen erhöhten sich allmählig zum Purpur, und als er an das furchtbare Gemählde der Nächte kam; des Erwachens nach einem täuschenden Traume; der höchsten Pein eines liebeleeren, liebesehnenden Herzens, bewegten sich unwillkührlich ihre Lippen; sie schlug ihre holden Augen auf, heftete den schwimmenden Blick unbeweglich auf Antonio's Mund und verschlang seine Worte. Am Ende zitterte sie sichtbar; der zurückgeschlagene Schleyer fiel herab; kaum hatte sie die Macht, Antonios Hand zu fassen; ein leiser Druck verrieth die gewaltsame Regung ihres Innern; sie schwankte in ein Seitenkabinet.

5.

Ludoviko stand indeß unbeweglich. — Verlohren in Serafinas Anschauen; zerrissen von allem was er hörte und sah. — Er schien Serafinas Entfernung gar nicht zu bemerken. Antonio betrachtete ihn wehmüthig.

Laß uns gehen! sagte er darauf in bestimmtem Tone und Ludoviko folgte ihm maschinenmäßig.

Auf der Straße fiel ihm Antonio um den Hals. — Wie ist Dir, Lieber?

„Antonio! Antonio! Was hast Du gethan!“ — rief Ludoviko ausser sich und entwand sich seinen Armen.

Ja, sie ist Deiner Liebe werth! Ja sie ist ein Engel! —

„Und Du?“

Dein Freund! — Serafine soll Dich kennen lernen. Sey ruhig! überlaß mir die Sorge.

„Ha! ist das wohl der Weg, mir ihr Herz „zu sichern?“

Er ists! durch mich soll Serafine erfahren.

„Bekenne mirs, Du liebst sie selbst. Wo„her sonst der Muth, bei der ersten Unterre„dung ihr die Pein der Herzens-Oede zu schil„dern? Diese Kraft, sie zu erschüttern?“

Gerade, weil ich sie nicht liebe. — Ja, Serafine ist ein Engel, an Sanftheit, an holdem, kindlichem Sinne; aber dieses stürmische Herz bedarf Sturm. Mein Ideal ist keine Heilige, ist ein verklärter Dämon. — Sey ruhig und vertraue mir!

6.

Ludoviko sank an Antonios Hals und ihre Thränen mischten sich.

Antonio gieng nun täglich in Serafinas Haus. Oft an Ludovikos Seite, des liebenden, schüchternen, bescheidenen. — Stets sprach er mit ihr von Ludovikos Tugenden, von Ludovikos Liebe. Schweigend hörte ihm das sittsame Mädchen zu und bat nur beym Abschied um seine baldige Wiederkunft.

Antonio konnte sich nicht länger verbergen, daß er geliebt wurde. — Er bebte bei dieser Entdeckung. Ludoviko war sein Busenfreund; seine ganze Glückseeligkeit stand auf dem Spiele. Ludoviko war nicht reich; Serafine hatte eine für ihren Stand beträchtliche Erbschaft zu hoffen. An dieser Verbinduug lag seine irrdische Wohlfahrt. Antonio liebte Serafine nicht leidenschaftlich; aber ihre Sanftheit, ihre Anmuth, ihre Liebe für ihn, begannen sein Herz in leichte Wellen zu setzen; Serafine ihm unentbehrlich zu werden. — Entsetzen ergriff ihn bei der Idee, seinem Freunde, als Verräther, als Meuchelmörder zu erscheinen. — Er beschloß, sich gewaltsam aus dieser Lage zu reißen, die ohnehin seinem Freunde nicht länger verborgen bleiben konnte, dem allmählig immer ängstlicher, verschloßner und scheuer werdenden.

7.

Er überraschte Serafine in Thränen. Vergebens forschte er nach der Ursache. — Endlich wagte er es, im Namen seines Freundes, förmlich um ihre Hand zu werben. Mit Feuer malt er alle seine Tugenden und das häusliche Glück, das in seinen Armen sie erwartet.

Serafine hört ihn sprachlos an. Sie scheint zu erliegen unter dem Kampfe ihres Innern. Mit gerungenen Armen fleht sie ihn endlich, im sanftestem, wehmüthigstem Tone, sich zu entfernen. — Das war ihre einzige Antwort!

8.

Trauernd verläßt sie Antonio; er wagt es nicht, jetzt seinen Freund aufzusuchen. Er strebt, den Gespenstern zu entfliehen, die ihn neckend verfolgen und in gänzlicher Fühllosigkeit, Trost und Ruhe zu finden. — Er wirft sich auf sein einsames Lager.

Die Nacht ereilt ihn schlafloß. — Plötzlich öffnet sich die Thüre. Beym zitternden Schein der verlöschenden Lampe erblickt er eine weibliche Gestalt. Erschrocken richtet er sich auf. Sie wankt herbey; — es ist Serafine!

Sie sind es, Serafine! und in dieser Stunde!

„Ich bin es! ja, Antonio! die unglückliche „Serafine kommt — auf ewig Ihnen Lebewohl „zu sagen! — Vergebens verbärg ichs. An„tonio, ich liebe Dich! Dich! ich bete Dich „an! Und Du stößest ein Herz zurück, in dem „Dein Bild herrscht, ewig herrschen wird. — „Täusche mich nicht, Du liebst mich nicht! „Du wirbst für einen andern. — Ja, ich „weis, was ich wage; fühle, daß ich nichts „mehr auf dieser Erde zu verlieren habe. — „Mein Ruf, meine Ehre ist Dir aufgeopfert, „nur mein Daseyn ist mir noch übrig. Es ist „mir verhaßt, ohne Dein Herz. — Ich werde „es enden!"

9.

Erschöpft vom gewaltsamen Kampfe sinkt sie ohnmächtig an seiner Seite nieder. Leblos lag nun das holde Geschöpf in seinen Armen. Die letzte Flamme der Lampe beleuchtete noch zitternd ihre Reize. — Antonio war ein Jüngling, in voller Lebenskraft; er war geliebt!

Er faßte sie in seine Arme; seine glühende Küße riefen sie in's Leben zurück; sie wurden erwiedert. Ein Strom von Thränen netzte sein Gesicht. Ihr Busen, von ihm unwillkührlich

entschleyert, drängte sich gewaltsam an sein Herz. Antonio faßte alle Kraft seiner Seele zusammen — er blieb der Tugend treu!

10.

Mit der rührendsten Beredsamkeit beschwört er das bebende Mädchen, sich zu beruhigen. Er schwört ihr: sie sey ihm unaussprechlich theuer, aber er schildert ihr auch den furchtbaren Kampf, der Pflicht, der Tugend und Freundschaft. — Serafine hört nur die Versichrung seiner Liebe, fühlt nur seine Flammenküße. Endlich gelingt es ihm, den schlafenden Engel der Sittsamkeit aufzuwecken. Serafine reißt sich selbst aus seinen Armen; sie erröthet vor sich selbst. Freundlich und weise verweißt sie Antonio auf Zukunft und Zeit, den allgemeinen Arzt.

Er gelobt ihr heilige Verschwiegenheit. Er bittet nur noch um Schonung für seinen unglücklichen Freund. — So gelang es ihm endlich, das gute Mädchen unbemerkt wieder nach Hause zu geleiten. Auf dem Wege sank sie wohl zehnmal von neuem an seinen Hals und: „Antonio! „Du liebst mich? Du liebst mich wiklich?“ — war alles, was er von ihr erlangen konnte.

11.

Antonio kehrt zurück. Mitten in der Nacht die ihn umgiebt, leuchtet ihm wohlthätig der Sieg, den er über sich selbst errungen hatte, in der seeligsten und zugleich furchtbarsten Stunde seines Lebens!

Soll er diese Scene Ludoviko'n verbergen? Sein Innres empört sich gegen die Heuchlersrolle. — Soll er sie ihm entdecken? Die Skorpionen des Zweifels, der Unruhe, des Argwohns an seinen Busen legen? Soll er die letzte Hoffnung seines Freundes: den Glauben, an seine Rechtschaffenheit, entwurzeln? und wird dieser Glaube stark genug seyn, eine solche Probe auszuhalten?

Wahrheit! Wahrheit! tönt es in seinem Innersten wieder. Der reine Sinn seiner Empfindung gewinnt die Oberhand. Er entdeckt seinem Freunde alles. Mit gesenktem Blickte, schweigend, hört dieser ihn an.

Was Ludoviko dachte, empfand, ahnete, fürchtete?

Er drückt Antonios Hand, ohne die Augen aufzuschlagen, — und verläßt ihn.

12.

Von diesem Augenblicke sahen sie sich zu den gewöhnlichen Stunden; aber nicht öfter, nie

bei Serafinen. Nie erwähnter er jene Scene, nie seiner Geliebten. Bisweilen überrascht Antonio seinen Freund auf einsamen Spaziergängen am Ufer des Adige, mit irren Blicken in den Strom hinabschauend. — Auf einem dieser Spaziergänge verläßt ihn Ludoviko plötzlich. — Indem Antonio darüber nachdenkt und ihm nacheilen will, bemerkt er ein Papier das seinem Freunde entfiel, als er sein Sacktuch zog, um seine Thränen zu trocknen. Er hebt es auf; er ließt. Der Seelenzustand seines Freundes wird ihm klar; er sieht ihn, langsam aber sicher zum nahen Grabe reifen. Er gelobt der Freundschaft: diese Lage zu enden, oder zu sterben!

13.

Er eilt zu Serafinen; er findet sie, wie immer, bei ihrer Laute und in Thränen. Er stürzt zu ihren Füßen.

„Serafine! — ruft er aus, — Du giebst „Ludoviko die Hand, oder mir den Tod!“

Das unglückliche Mädchen bebt zurück.

Antonio liegt vor ihr mit gerungenen Armen; er schluchzt laut.

Ihr giebt Verzweiflung Stärke; ihr sonst so sanftes, mildes Auge strahlt, ihre Wangen glühen.

„Du kannst dies fodern? Du foderst es?" ruft sie mit einem Tone, in den alle Leiden ihrer zarten Seele, alle Schmerzen ihres Kampfes zusammengepreßt waren.

„Auf Deinen Wink wäre ich in's Grab „gestiegen. — Ich gehorche!"

Antonio springt auf, er fliegt an ihren Hals; sie entwindet sich.

„Ich bin Ludoviko's Braut!" ruft sie ihm zu und entfernt sich mit verhülltem Gesichte.

14.

Antonio sucht seinem Freund auf; er verkündet ihm sein Glück. — Ludoviko hört ihn an, ohne sichtbare Regung der Freude; doch drückt er ihn an seine Brust. Antonio führt ihn zu Serafinen. Sie gelobt ihm Freundschaft, Achtung. Er wird den Verwandten vorgestellt, sie willigen ein. Serafine selbst beschleunigt den Tag der Trauung.

Er erscheint. — Antonio führte sie zum Traualtare. Prunklos war ihr weißes Brautgewand. Bedeutend hieng ein Cypressenkranz in ihren herabwallenden Locken. Nie hatte sie Antonio reizender gesehen.

Am Eingang der Kirche sinkt sie leblos in Antonios Arme. — Man bringt sie zu sich. — „Wir sehen uns nie, nie wieder!" flüstert sie

Antonion ins Ohr — und mit fester Stimme spricht sie dann das furchtbare Ja! aus, das ewig bindende.

Ludoviko bleibt düster und verschlossen.

Antonio verliert sich unter der Menge der Zuschauer; er stürzt mehr todt als lebend in seinen bereiten Wagen. Er eilt nach Venedig.

15.

Nach 24 Stunden ereilt ihn dort eine Staffete. — Die Aufschrift war von Ludovikos Hand. Er fürchtet alles; Serafinas Todt ist ihm Gewißheit. Zitternd erbricht er den Brief: Er ließt:

Am Morgen nach unserer Brautnacht!

„Antonio! Du hast einen Engel an meinen „Busen gelegt! den Engel der Unschuld und „Reinheit! — O vergieb, Edler! Verkannter! „vergieb Deinem ungerechten Freunde! Eile, „fliege in die Arme Deines überschwenglich „glücklichen Ludoviko!“

Eine Flammenthräne fiel auf diese Zeilen. Antonio wirft sich in seinen Wagen und eilt nach Neapel, von da nach Palermo — von da nach Spanien und weiter.

V.

Otto der Heilige.

Geschichtliche Erzählung.

Otto der Heilige.

Geschichtliche Erzählung.

1.

Mehrere philosophische Schriftsteller haben schon den Wunsch geäussert die Legenden, oder die Geschichten der Heiligen der Röm. Kirche mit kritischem Geiste bearbeitet zu sehen, und allerdings würde dieß einen höchst interessanten Beitrag zur Geschichte der Menschheit und des menschlichen Geistes liefern.

Der Versuch einer Geschichtlichen Erzählung von dem Leben

des Heiligen Otto

möchte also nicht unwillkommen seyn; dessen Gebeine zu Bamberg auf dem Michaels-Berge verwahrt werden.

2.

Otto war einer der größten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit. Die Kraft

seiner Seele, sein Muth, seine unerschütterliche Beharrlichkeit, sein glühender Enthusiasmus für Menschenwohl und Wahrheit, die Milde seiner Sitten machen ihn der Verehrung aller Religions-Parteyen werth. Ihm hat ein großer Theil des nördlichen Deutschlands die ersten Schritte zur Civilisation zu danken; er verdient also unter den Wohlthätern der Menschheit zu glänzen. Wir heben daher hier vorzüglich seine Züge zu Bekehrung der Pommern 2c. aus.

3.

Otto war der zweitgeborne Sohn des Grafen Berthold von Andachs. Er widmete sich den Wissenschaften mit ausgezeichnetem Eifer. Nach dem Tode seiner Aeltern begab er sich nach Pohlen zu dem Herzog Boleslaus. Kenntniß der Landessprache, die er in kurzer Zeit erlernte, und Gelehrsamkeit erwarben ihm des Herzogs Gunst in hohem Grade. Er zög ihn in den wichtigsten Staats-Angelegenheiten zu Rath und sandte ihn endlich an den Kaiser Heinrich den 4ten, um für ihn um dessen Schwester Judith anzuhalten. Otto vollzog diesen Auftrag mit Gewandtheit und Glück.

4.

So eben im Jahre 1102. starb der 7te Bischoff von Bamberg Rupprecht. Die Geistlichkeit und das Volk schickten, nach damaliger Sitte, Gesandte an den Kaiser, um ihnen einen neuen Bischoff zu geben. Kaiser Heinrich ergriff unsern Otto in Gegenwart der Gesandten bei der Hand und sagte: Hier ist euer Herr und Bischoff von Bamberg!

Vergebens warf sich Otto zu seinen Füßen und verbat diese Ernennung, so wie er vorher die zu den Bisthümern Augsburg und Halberstadt ausgeschlagen hatte.

5.

Otto trat die Regierung an. Wir übergehen die Erzählung der von ihm gebauten Kirchen und gestifteten Klöster und bemerken nur noch, daß er im Jahre 1112., gelegenheitlich eines Vorfalls zu Pottenstein, wohin er die vergrabenen Gebeine einiger Heiligen versetzen lassen wollte, in eine schwere Krankheit fiel und sich dem Mönchsstande widmen wollte. Der einsichtsvolle Abt Wolfram zu Michaelsberg hielt ihn davon ab.

6.

Im Jahre 1123. fiel Boleslaus, Herzog von Pohlen in Pommern ein, unterjochte diese Völkerschaft und 8 Tausend gefangene Pommern nahmen die christliche Religion an. Den übrigen, so wie ihren Fürsten, versprach er unter der nämlichen Bedingung Verzeihung und Gnade.

Allein es fehlte an Lehrern und Unterricht. Bolislaus lud also unsern Otto ein. Otto verlangte und erhielt die Erlaubniß des Pabsts. Auf dem Reichstage, den Kaiser Heinrich im folgenden Jahre 1124. zu Bamberg hielt, trug er diesem das Gesuch des Herzogs Bolislaus vor, und erhielt auch dessen Einwilligung.

Am 24. April 1124. trat er also seine Bekehrungsreise an. Er gieng durch den Herzynischen Wald (der sich bekanntlich ehemals vom Elsaß bis gegen Ungarn erstreckte), nach Böhmen. An der Pohlnischen Gränze erwarteten ihn Gesandte des Herzogs Boleslaus.

Zu Gnesen kam ihm der Herzog in bloßen Füßen mit einem großen Gefolge entgegen, nahm ihn Gastfrey auf, und lies ihn endlich in Begleitung eines gewissen Paulicius nach Pommern abreisen.

7.

Von der Grenzfestung Usedom aus, durchwanderte Otto einen ungeheuren, unwegsamen, mit reißenden Thieren angefüllten Wald. Nach einer 6 tägigen mühvollen Reise gelangte er endlich an die Gränze und schickte den Paulicius an den Herzog von Pommern Bratislaus, um ihm seine Ankunft zu melden.

Bratislaus gieng ihm hierauf mit fünf hundert der seinigen entgegen, führte ihn mit Pomp in seine Residenz und nahm ihn aufs freundschaftlichste auf.

Das rauhe, wilde, kriegerische Volk der Pommern aber erregte bei der Nachricht seiner Ankunft einen gefährlichen Auflauf und drohte, sich seinen Absichten zu widersetzen. Doch Otto's Sanftheit und Milde entwaffnete sie bald.

Nach 7 tägigen Unterricht überredete er sie zur Annahme der Taufe. Er ließ drei Taufsteine errichten, und erfand eine eigne Methode zu taufen, wodurch die Geschlechter abgesondert und die Sittsamkeit nicht beleidigt wurde. Siebentausend Menschen empfiengen dort die Taufe. Von da gieng er nach Kamin. Hier nahm, ausser der Bürgerschaft, auch die Gemahlin des Herzogs Bratislaus, und, von ihrem Beispiele gereizt, endlich auch der Herzog selbst und die

Vornehmsten des Hofs die Taufe an; und Wratislaus dankte seine 24 Konkubinen ab.

Otto stiftete hier ein Bisthum.

8.

Er schiffte dann nach Julia; und eröffnete dem dortigen Herzoge sein Vorhaben. Aber das wilde Volk stürmte das herzogliche Schloß, überhäufte ihn mit Lästerungen, warf ihn mit Steinen und schlug ihn blutig. Kaum konnte ihn sein Begleiter Paulicius aus den Händen der wüthenden Menge retten. Dieß erschütterte den unerschrockenen Otto nicht. Er fuhr fort, das Christenthum zu predigen; 22 tausend Bürger wurden dort getauft, eine Kirche und ein Bisthum errichtet. Von da gieng er nach Stettin. Zwei Monate predigte er dort vergebens. Die Einwohner blieben hartnäckig. Otto sandte also Bothen an den Herzog von Pohlen und verlangte dessen Rath. Indeß gelang es ihm endlich, die Kinder eines gewissen Vornehmen Domislaus zu bekehren. Ihre Aeltern folgten, und endlich die ganze Bürgerschaft. Otto verbrannte alle Götzenbilder und insbesondere ein schwarzes Pferd, das ihre Priester vor den Heerzügen zu Rath zogen.

Er reiste von da weiter nach Kamin, Piriz, Kolberg, u. s. w. und hinterlies allenthalben die nöthigen gottesdienstlichen Vorschriften.

Ein in der Stadt Bamberg entstandener heftiger Brand, erhöhte seine Sehnsucht zur Rückkehr. Obgleich krank, reiste er auf dem nämlichen Wege zurück und kam nach einer jährigen Abwesenheit wieder in sein Vaterland.

9.

Eine im nämlichen Jahre 1125. in ganz Franken ausgebrochene Hungersnoth und Pest, erhöhte sein Leiden. Es fehlte an Menschen, die allenthalben aufgethürmten Leichen zu begraben; er half also selbst; er besuchte die Kranken und versagte sich alles, um das allgemeine Elend zu mildern.

10.

Indeß waren (im Jahre 1128.) die Städte Julia und Stettin wieder vom Christenthume abgefallen, und zum Götzendienste zurückgekehrt.

Otto hatte vorhin zu Stettin einen der Trigla, einem alten Vandalschem Götzenbilde, geweihten Tempel zerstört. Nun hatten die Stettiner einen neuen Tempel neben der von

Otto errichteten Kirche des H. Adelberts erbaut, das Götzenbild dahin gebracht und verehrten es von neuem.

Unser Otto erfuhr dieß und beschloß, damit der Abfall von ganz Pommern verhütet werde, eine neue Reise dahin anzutreten. Er gieng dießmal durch Sachsen. Bei der Stadt Cirmin traf er den Herzog Vratislaus mit seinem Heere an, der gegen die Leutizier auszog. Durch seine Empfehlung gelang es ihm, diese ganze Provinz, so wie die Einwohner von Wolgast und Guzko zum Christenthume zu bekehren.

Von da gieng er nach Stettin. Er blieb 3 Tage in einer von ihm gestifteten, vor der Stadt gelegenen Peterskirche, und suchte die Gewaltthätigkeiten der Einwohner durch heilige Gebete abzuwenden. Erst am 4ten Tage zog er im priesterlichen Ornate mit Kreuzen und Fahnen in die Stadt auf den Markt, um eine Rede an das Volk zu halten.

Ein heydnischer Priester sprang herbei und ermahnte die Umstehenden ihn niederzustoßen. Schon setzten sie sich dazu in Bereitschaft, aber plötzlich blieben sie wie Bildsäulen stehen, und Otto rettete sie durch sein Vorbitten. Zum zweitenmal beredete er das Volk, zum Christenthum zurück zu kehren.

11.

Er entgieng noch einer näheren Lebens-Gefahr. Er ließ einen prächtigen Nußbaum abhauen, der, als einem Götzen geweyht, von den Einwohnern verehrt wurde. Der Eigenthümer des Gartens in dem der Baum stand, gerieth darüber in Wuth, er führte mit einer Streit-Axt einen so heftigen Hieb nach seinem Kopf, daß die Axt in dem Geländer der Brücke stecken blieb, an welcher der Bischoff stand. Die Umstehenden wollten den Böswicht tödten, aber Otto's Vorbitte rettete ihm das Leben.

Er besuchte hierauf Julia und die übrigen von ihm bekehrten Städte, befestigte sie im geistlichen Glauben und erwarb sich dadurch mit Recht den Namen des Apostels der Pommern.

Er kehrte im Jahre 1129. über Pohlen und Sachsen nach Bamberg zurück.

12.

Im Jahre 1139. wurde er von einer schweren Krankheit befallen. Er rief den Dom-Dechant Egilbert, empfahl ihm die Geistlichkeit und das Volk in einer rührenden Abschiedsrede, und bestimmte die Kirche auf dem Michaelsberg

Bayerische Staatsbibliothek München

zu seinem Begräbnißplatze. Er starb in der folgenden Nacht im 70sten Jahre seines Alters, im 37sten seiner Regierung.

Er wurde hierauf, nach Vorlegung seiner Thaten und seiner Wunder, vom Pabste Clemens kanonisirt.

Er war ein frommer, fester, starker, kraftvoller, edler, nüchtener, wohlthätiger, menschenfreundlicher und weiser Mann. Sanft ruhe seine Asche! und heilig sey sein Andenken jedem der Tugend und Seelengröße ehrt.

VI.

Reise

des

Prinzen Mia-tóu,

in das Reich von

Ka-ko-kambo,

im Jahr 5810—15.

Ein Beitrag zu den Entdeckungsreisen des 18ten Jahrhunderts aus der Chronik des berühmten Geschichtschreibers Abdallah-Tif.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Schah' Bahams Portrait.

1.

Noch zu Ende des vorigen Jahrtausends — so erzählt der Geschichtschreiber Abdallah-Tif — saß in Kochinchina ein Sultan auf dem Throne, der, als Enkel des berühmten Schah-Bahams glorwürdigsten Gedächtnisses, alle Tugenden und erhabne Eigenschaften seines Großvaters in einem so eminenten Grade ererbt hatte, eine so treue Kopie desselben war, daß man ihn für einen Nachdruck hätte halten sollen; wenn im Reich Cochinchina dieses Handwerk erlaubt gewesen wäre.

Um also dem Leser ein lebendiges und kräftiges Bild unsers Sultans Schah-Baham des 3ten darzustellen — erzählt der berühmte Chro-

niker Abdallah-Tif ferner — dürfen wir nur das Gemählde seines erlauchten Großvaters Schah-Baham des 1sten von dem allberühmten Historiker Indiens Rolliberc entleihen, das an Gluth der Farben, Zartheit der Umrisse, Korektheit, Wahrheit und Natur in den Gallerieen des Indischen Reichs nicht seines Gleichen hat.

2.

Schah-Baham, der erste dieses Namens, so berichtet uns dieser große Geschichtschreiber, war ein unwissender Fürst und vollendeter Weichling. Es war nicht leicht möglich, weniger Verstand zu besitzen und sich, wie gewöhnlich, doch mehr Verstand zuzutrauen. Das Gemeinste setzte ihn in Erstaunen, und er begriff nur das Alberne und Abentheuerliche. — Im Laufe von zwölf Monaten pflegte er zwar nicht Einmal zu denken, aber doch in einem vollen Tage nicht eine Minute zu schweigen. Er behauptete indeß von sich sehr bescheiden: daß er zwar auf Scharfsinn keinen Anspruch machen könne, aber an Vernunft und Ueberlegung seines Gleichen nicht zu haben glaube.

Geistige Vergnügungen reizten den Sultan nicht. Jede Anstrengung war ihm zuwider, und

doch war er nichts weniger als müßig. Er hatte Vögel die ihn sehr belustigten; Papageyen, die, von ihm erzogen, die allerdümmsten Papageyen von ganz Indien waren; Affen, den er einen großen Theil seiner Zeit widmete, und Weiber, die, nächst allen andern Thieren seiner Menagerie, ihm sehr geschickt zur Unterhaltung schienen.

Doch, trotz dieser wichtigen Geschäfte und manigfaltigen Belustigungen, konnte der Sultan der Langweile nicht entgehen. Selbst jene berühmte Mährchen, der Gegenstand seiner Bewunderung und Verehrung, die bei Todesstrafe niemand kritisiren durfte, waren ihm zu bekannt. Sie eckelten ihn an. Zwar bewunderte er sie noch immer, aber gähnend. Langeweile verfolgte ihn selbst in seinem Serail, wo er einen Theil seiner Zeit zubrachte: die Weiber sticken und nähen zu sehen. Arbeiten, die er als das Meisterwerk des menschlichen Geistes betrachtete, und den sich alle Hofleute widmen mußten, um seine Gunst zu gewinnen.

3.

Zu dieser Skizze sey es uns erlaubt: noch einige Pinselstriche hinzuzufügen. Schah-Baham war die gutmüthigste Seele und die ehr-

lichste Haut in seinem Reiche. Er wünschte alle Bewohner desselben froh und glücklich zu wissen, und glaubte auch, gleich allen Sultans, daß sie es seyen; weil seine Veziere es ihn versicherten. Denn ausser diesen, und auch dieß so selten als möglich, sah er niemand als seine Hofschranzen, Weiber, Papageyen und Affen. War er bisweilen grausam, so geschah es nicht aus Mangel an Herzensgüte, sondern aus Unwissenheit. Sein Gemüth war weich, und bei einer andern als der herkömmlichen Fürsten-Erziehung, würde aus ihm ein ganz erträglicher Regent geworden seyn.. Uebrigens — spricht Abdallah-Tif — wird der Verfolg die Umrisse jenes Gemäldes vollends ergänzen.

Zweites Kapitel.

Wie Schah-Baham sich langweilte und wie seine Langweile plötzlich unterbrochen ward.

4.

Der Sultan hatte an einem schönen Morgen bereits alle seine wichtige Geschäfte abgethan, seinen Kaffé geschlürft, seine Morgenpfeife ge-

rauchte, seine Papageyen gefüttert, ja er war sogar im Büreau des Staatsraths gewesen und hatte mehrere eingelaufene Depeschen mit eigener höchster Hand geöffnet und wieder an ihren Platz gelegt, und doch — war noch eine volle Stunde bis zu dem wichtigsten aller Geschäfte, dem Mittagsmahle, übrig.

Er zog sich in sein Kabinet zurück, wie die Sultans von Indien zu thun pflegen, wenn sie ihren Hofleuten glauben machen wollen, daß sie den allerwichtigsten und geheimsten Staatsgeschäften sich widmen. — Er streckte sich auf das Sofa und versuchte zu schlafen! doch vergebens! Er konnte nur gähnen. — Endlich verfiel er auf die letzte Hülfsquelle der Schahs, seinem ersten Vezier rufen zu lassen und ihn zur Unterhaltung mit politischen Neuigkeiten zu zwingen.

Der Vezier hatte deren immer einen bedeutenden Vorrath in seinem Portefeuille. Da in Indien glücklicherweise die Kriege seltner sind, weil die Sultane das Leben selbst geniesen, und eben deswegen ihren Unterthanen das Leben gönnen, so beschränkte sich freilich gewöhnlich die Lese dieser Neuigkeiten auf die Nachrichten von Vermählung irgend eines Prinzen, der Geburt irgend einer Prinzessin, oder von dem Tode irgend eines Lieblings-Elephanten,

oder Affengünstlings, der irgend einen benachbarten Hof in Trauer setzte. Der Vezier, nicht ohne Kopf, pflegte aber gewöhnlich diese Lücken, durch Neuigkeiten aus eigner Fabrik zu ergänzen, die er denn nach seiner Weise mit aller möglichen Verbrämung des Ausserordentlichen und Wunderbaren aufputzte. Daß der Schach die Wahrheit dieser Erzählungen untersuchen, und seine Glaubwürdigkeit in Gefahr kommen könne — dafür war er sicher. Denn Schah-Baham pflegte gewöhnlich am Ende dieses diplomatischen Referats sanft zu entschlummern.

Beim Erwachen war der aufwartende Ober-Küchenmeister, der ihn zur Tafel rief, der einzige hafftende Gedanke.

5.

Maßoud erschien. Vezier! — redete ihn Schah-Baham an. — Alle Staatsgeschäfte sind abgethan, aller Regentensorgen bin ich entlastet, und der Ober-Küchenmeister ist noch nicht da! Ich hoffe Dein politischer Vortrag wird diesen Zwischenraum ausfüllen. Mache Dich also gefaßt, mich wenigstens eine halbe Stunde zu unterhalten. Aber dießmal verbiethe ich Dir bei meiner höchsten Ungnade, mir weder von Geburten, noch Heurathen, noch Todesfällen,

etwas vorzutragen und wenn es auch den Leibaffen des Mogols selbst beträfe, — Du hast mir — und das mag Allah Dir verzeihen! — damit schon langeweile genug gemacht.

„Großmächtigster Monarch!“ erwiederte Maßoud, „es ist gewiß nicht meine Schuld, „wenn die Menschen in dem glücklichen Indien „und vor allem unter der dreimal glücklichern „Regierung Euer Majestät, zu vernünftig „sind, sich tod zu schlagen; und dadurch das „Departement der auswärtigen Angelegenheiten „ganz ausser Aktivität setzen. Auch sind durch „die letzte Ueberschwemmung die Kouriers aller „unsrer Minister und Gesandten aufgehalten „worden und es fehlen mir seit 8 Tagen alle „ihre Depèschen.“

Maßoud, versetzte der Schah, ich verbiete Dir, mir auch nur das Wort mehr zu nennen! Depèschen! herrliche Nachrichten, die sie bringen! — Wie oft mein Vetter der Schah-Muslem am Dienstag auf den Leibstuhl gieng, daß er am Mittwoch ein paar Tyger auf der Jagd erlegt, und am Donnerstag dreimal genießt hat, und so weiter! — Muß ich nicht wissen, was Depèschen heißt, ich? der ich manchen Tag 30 Depèschen mit eigner Hand erbreche? Hast Du also mir keine andere Neuigkeiten zu erzählen, so rufe mir die Sultanin Amina; ich

will ehe eines der Mährchen meiner Ur-Ur-Großmutter Scheherazzade glorwürdigsten Andenkens, zum zwanzigstenmal wieder hören, als Deine alberne Depêschen!

„Geruhen Euer Majestät ihrem Knecht Gehör zu schenken. — Ich bringe allerdings eine „sehr wichtige Neuigkeit."

Laß hören!

„Ein fremder Derwisch ist gestern in der „Hauptstadt angekommen; und erzählt Wun„derdinge von einem großen Lande, das er „Kakokambo nennt."

Was ist das für ein Land? Hast Du je davon gehört? — Ich entsinne mich nicht, daß es in den Erzählungen meiner großen Ahnfrau vorkommt, und ich besitze doch ein gutes Gedächtniß, ich!

„Auch in meinen Büreaus, Sire, findet „sich davon keine Spur."

So ist der Mönch wohl ein Betrüger?

„Er bietet seinen Kopf für die Wahrheit „seiner Erzählung."

Den Kopf? Nun da müssen wir ihm wohl glauben! Denn Du weißt es, Maßoud, man hat nur Einen Kopf und es kostet mich nur einen Wink — doch, zur Sache! was erzählt denn dieser Derwisch?

„Unglaubliche Dinge, Euer Majestät; aber „schreckliche. Da ist ein großer Eroberer auf„erstanden, den sie Noèlo-Chan nennen. Er „durchzieht mit seinem Heere die ganze Erde, „um sich alle Völker zu unterwerfen und allent„halben sich Throne von den Leichen der Er„schlagenen zu errichten.“ —

Ein sonderbarer Kauz! hat er denn keinen eignen Heerd?

„Allerdings Sire! Er ist Beherrscher eines „schönen, großen und mächtigen Reichs.“

Und zieht in der Welt umher? Hat er denn keine Papageyen, keine Affen, keine Weiber? Was meinst Du Vezier! Der Mensch muß wohl verrückt seyn.

„Das nicht, Euer Majestät; denn er soll „große Talente besitzen; aber er wird von einem „bößen Genius getrieben, den der Derwisch „die fixe Idee nennt. —

Die fixe Idee? Was ist das für ein Genius? Hast Du je davon gehört? — Ich kenne die Geschlechter der Feyen und Geniüsse, Dank sey es meiner erhabnen Ahnfrau, aus dem Grunde; Ich! aber, beim Allah! diesen finde ich in keiner Geschlechts-Tafel. Nun! was erzählt denn der Derwisch weiter?

„Daß in diesem großen Lande Kakokambo „sich viele Könige und Fürsten befinden, die

„der große Eroberer Noëlo-Chan aufge-
„klärt hat, und in den entsetzlich viel regiert
„wird.“

Viel regiert?

„Er erzählt Wunderdinge von der Kunst
„dieser Viel-Regierung.“

Eine Kunst? — Höre Maßoud! Hältst Du das auch für eine Kunst? Zu Dir im Vertrauen gesagt; ich finde nichts leichter, als: zu regieren.

„Bei Ihrer tiefen Weisheit, Sire —“

Nun, das mag wohl seyn. Mir ist es bisher vorgekommen; als ob mein Volk am glücklichsten gewesen wäre, wenn ich mich gar nicht darum bekümmert habe. Doch das bleibt unter uns! — Ich kann mich irren, wenn ich schon Sultan bin. Und wirklich, wenn ich darüber nachdenke, so kommt mir vor, als ob ich zu wenig regierte. — Am Ende mag es doch um das Viel-Regieren eine ganz unterhaltende Sache seyn — die Langweile zu vertreiben. Was denkst Du davon, Maßoud?

„Allerdings! Doch geruhen Euer Majestät
„zu bedenken, daß schon jetzt Ihre Anstrengun-
„gen und Regierungs-Sorgen Allerhöchstdero
„theure Gesundheit in Gefahr setzen, und
„daß —“

Du hast recht, Maßoud! —

Hier zeigte sich der Ober-Küchenmeister, um zu verkünden, daß die Tafel bereit sey.

Ich will weiter darüber nachdenken, fuhr der Sultan fort. Nach der Tafel sollst Du mir den Derwisch rufen.

Der Vezier entfernte sich.

Drittes Kapitel.

Schah-Baham speißt, schläft und verdaut.

6.

Nachdem der Sultan wie gewöhnlich mit großem Appetit gespeißt und seinen Mittags-Schlaf abgewartet hatte, kam ihm der Vezier und der Derwisch wieder in den Sinn.

Maßoud wurde gerufen. Höre, Vezier, ich habe Deiner Erzählung reiflich nachgedacht. Du weißt daß ich nie anders denke.

„Großer Sultan! wer wagte es daran „zu zweifeln!“

Da fiel mir denn ein, daß die Menschen in dem Reiche Kakokambo doch wohl klüger seyn müssen, als wir; weil sie so viel zu regieren haben, und daß es denn doch um das Viel-Regieren eine ganz amüsante Sache seyn

muß; amüsanter wenigstens als Deine Depêschen. — Auch erwirbt man sich dabei natürlich einen Namen, einen Ruhm! und Du weißt was ich darauf halte. — Wie man aber das Ding anfangen müsse, um recht viel zu regieren, das ist der Knoten! Kannst Du ihn lößen, Maßoud?

„Euer Majestät —"

Schweig! ich sehe schon Deine Verlegenheit; Du verstehest davon so viel als ich. Ich bin daher auf den Gedanken gekommen, Dich mit dem fremden Derwisch in das große aufgeklärte Reich zu senden; denn Du weißt, wie viel ich auf Aufklärung halte.

„Mich, Sultan?" fragte der bestürzte Vezier.

Dich, allerdings Dich! — Du wirst doch nicht wollen, daß ich selbst die Reise machen soll? Ich, der in meinem Reiche keinen Tag entbehrlich bin! Und, ausser uns, versteht ja in meinem ganzen Reiche niemand das geringste von der Kunst zu regieren. Mache Dich also fertig; denn spätstens morgen reisest Du ab.

„Aber bedenken Euer Majestät, daß die „überhäuften Staatsgeschäfte die auf meinen „Schultern ruhen. — Wer sorgt indeß für das „Reich?"

Dafür mein guter Maßoud, lassen wir Allah und den Propheten sorgen und ich versichere Dich, es soll darum nicht schlimmer gehen. Keine Widerrede also! — Du weißt, ich bin Sultan, ich! und bei dem heiligen Kameele Mahomets! ich weiß, was das heißt, ich!

7.

Maßoud, ohne gerade ein genialischer Kopf zu seyn, besaß übrigens eine gute Portion mehr Verstand, als er zu seiner Stelle bedurfte, und übrigens Verstand genug, dieses seinem Gebieter zu verbergen. Hätte auch diese Reise seinen sonstigen Neigungen zugesagt, so war er ein zu alter Höfling, um nicht einzusehen, daß ein anderer seine Abwesenheit benutzen würde, sich den Launen und Schwächen des Sultans anzuschmiegen und ihn allmählig zu verdrängen; kurz daß der Abwesende nirgend mehr und früher Unrecht habe, als am Hofe.

8.

Schah-Baham besaß von seiner Favorit-Sultanin Sofia einen Thronerben. Der Prinz Mia-Tóu war in allem so sehr das Gegenstück seines erlauchten Vaters, daß man in Ver-

suchung gerathen wäre, eine kleine Verirrung der Sultanin Sofia zu argwöhnen, hätte nicht das furchtbare Beispiel das Schah-Bahams großer Ahnherr Schah-Riar an seiner untreuen Gemahlin aufstellte, und dem wir bekanntlich die 1001 unsterblichen Mährchen der Sultanin Scheherazzade verdanken, jede dergleichen Vermuthung auf immer entfernt.

Sofia war eine durch mannigfaltige Schicksale in Schah-Bahams Staat verschlagne Griechin. Voll Geist und Leben. Ihren Gemahl konnte sie nicht lieben; der ganze Strom ihrer Liebe ergoß sich also auf das Kind und im Rausch des Entzückens über die Erstgeborne, drang sie dem Sultan die Erlaubniß ab, gegen die orientalische Sitte, ihren Sohn selbst zu bilden.

9.

Mia-Tóu war damals 20 Jahre alt. Ein edler Jüngling; ganz der Erbe des Geistes seiner Mutter, seiner Erzieherin und Lehrerin. Von dem Vater besaß er nur die Gemüthlichkeit; jenes herzliche, aber gebildete Wohlwollen, die schönste Folie des Geistes. Seine Zeit theilte er unter die kriegerischen Uebungen der Leibwache, deren Kapitän er war, und unter die Wissenschaften; wozu ihm die edle Mutter ingeheim die Hülfs-

mittel aus Persien verschafte. Schah-Baham war mit seinen Papageyen, Weibern und Affen zu sehr beschäftigt, um sich mit seinen Kindern zu unterhalten. Froh, daß er dem Reiche einen Erben gegeben hatte — und das hielt er mit Recht nicht für sein kleinstes Verdienst — hatte er gerade Verstand genug, die Sultanin in ihrem Erziehungsplane nicht zu stöhren. Vater und Sohn sahen sich nicht; ausser wenn dieser zu einer Hoffeyerlichkeit gerufen wurde. Schah-Baham liebte seinen Sohn, er schätzte seinen Fleiß; aber jener zarten Vaterliebe, die sich um etwas weiters als die Zeugung bekümmert, war er unfähig; das lag außer seinem Karakter.

Der Prinz hingegen ehrte seinen Vater, ohne ihn schätzen zu können. So blieben sie sich denn fremd und ihre Verhältnisse kalt.

Der Vezier hatte, nach Veziers Art, stets dafür gesorgt, diese Kälte zu unterhalten und den Prinzen zu entfernen, dessen Geist er nothwendig fürchtete.

In diesem Augenblicke nun, wo er durch den Willen des Sultans zu jener ihm in jeder Rücksicht so unwillkommene Reise gedrängt werden sollte, kam ihm ein sehr glücklicher ministerieller Einfall.

Viertes Kapitel.

Der Vezier benimmt sich gleich einem Staats-Minister von Kako-kambo.

10.

„Großmächtigster Sultan!“ begann Masoud, „ich bin bereit Ihre Befehle zu befolgen „und noch diesen Abend sollen meine Kameele „gepackt werden.“

Das erwarte ich! ich! —

„Doch erlauben mir Euer Majestät eine ein- „zige allerdevoteste Bemerkung.“

Wenn es keine Einwendung ist, laß hören!

„Euer Majestät ist die Wißgierde unsers „durchlauchtigsten Kronerben, des Prinzen M i a- „T ó u bekannt. Alle Bücher Persiens und „Indiens sind nicht im Stande diese zu befrie- „digen. Welchen unermeßlichen Spielraum „würde nicht die Reise in das große Reich des „V i e l - R e g i e r e n s seinem forschenden Geiste „öffnen! Hier kann er sich in dieser berühm- „ten Kunst selbst unterrichten, und bei seinen „erhabnen Talenten und Fähigkeiten kann es „ihm gar nicht fehlen, als ein in jener Kunst „vollendeter und aufgeklärter Fürst zurück zu keh-

„ren; würdig, wenn einst in den fernsten Zei„ten Allah über unsern erhabenen Sultan ge„bietet, als sein Nachfolger zu glänzen."

11.

Schah-Baham sah während dieser wohlstudierten Ministerialrede dem Vezier unverwandt ins Gesicht. Er ließ hierauf den Kopf hängen und fiel in ein kurzes Nachdenken. — Du hast Recht! sprach er endlich. Mein Sohn ist ein braver Junge, und, unter uns gesagt, ich glaube beinahe, er hat mehr Verstand als wir beide zusammen. — Daß aber dies ja nicht weiter kommt! hörst Du? — Ich ärgere mich nur, daß ich nicht selbst diesen Einfall gehabt habe; doch dießmal muß ich Dir schon die Ehre lassen. Was aber Deinen Nachsatz, wegen des Gebots über mein Leben, betrifft, so hättest Du Dir diesen wohl ersparen können. Und ich rathe Dir, Vezier, wenn Dir anders Dein Kopf lieb ist, dieß nicht zu wiederholen; denn wir Sultane wollen nicht an den Tod gemahnt seyn; hörst Du! — Dießmal verzeihe ich Dir noch, wegen Deines klugen Einfalls. — Und nun geh und rufe mir den Prinzen.

12.

Der Vezier fühlte sich an den Kopf. Denn dieser pflegt im Orient nicht immer fest zu sitzen, und da er ihn glücklicherweise noch fand, so eilte er davon, den Prinzen aufzusuchen; entzückt, daß sein schlauer Plan gelungen war.

Fünftes Kapitel.

Der Prinz Mia-Tóu tritt auf.

13.

Vielleicht, — so hebt unser Kroniker Abdallah-Tif dieses Kapitel an — vielleicht möchten mehrere unsrer Leser nicht begreifen, wie es zugieng, daß es dem Sultan gar nicht beyfiel, vor allen Dingen doch den fremden Derwisch zu sprechen. Aber dies würde nur beweisen, daß es uns nicht gelungen ist, Schah-Bahams Bild treu zu entwerfen. Er sah, gleich vielen andern Sultans, gewöhnlich das nicht, was ihm vor der Nase lag. Sein Geist schlief entweder in behaglicher Indolenz, oder, wenn er erwachte, so war es nur, um einen Bockssprung zu machen, nach dessen Vollendung er wieder in die vorige Ermattung zurücksank.

14.

Kurz, der Derwisch wurde nicht, wohl aber der Prinz Mia-Tóu zum Schach gerufen.

Mein lieber Mia-Tóu, redete ihn der Schach an, Du wirst Dich erinnern, daß ich Dich gezeugt habe.

„Das würde mir schwer fallen, mein König-„licher Herr," versetzte der Prinz lächelnd.

Wie? nicht? — Wahrhaftig, so mußt Du, bey aller Deiner großen Gelehrsamkeit, die mir der Vezier anpreißt, doch ein sehr schwaches Gedächtniß haben; denn es sind kaum 21 Sommer her. — Doch mit Einem Worte: Du bist mein Sohn; Du weißt, wie die Last der Regierungssorgen und der Geschäfte mich erdrückt.

„Ich weiß es, Ihro Majestät."

Frage nur den Vezier! Nun bist Du am geschicktesten mir diese Last zu erleichtern. Und doch habe ich bis jetzt gedacht, es sey mit dem Wenig-Regieren gethan; auch haben meine Unterthanen sich ganz wohl dabey befunden. Da kommt aber der Vezier und erzählt mir von einem Derwisch, der ferne Länder besucht hat, und in einem Reiche gewesen ist, welches Kakokambo, oder das Reich des Viel-Regierens heißt, und wo die Menschen noch weit glück-

licher seyn und vor allen die Schachs sich noch viel besser befinden sollen, als bey uns.

„Ich habe den Derwisch gesprochen, mein „Königlicher Herr!“

So weißt Du denn schon alles und ich kann mir die Mühe ersparen, Dir das auseinander zu setzen; Du weißt, das Reden greift mich an. — Nun meint der Vezier, Du würdest gerne die Reise in dieses berühmte Reich übernehmen, um Dich in der Kunst des Viel-Regierens zu unterrichten.

„Allerdings! mit Freuden!“

Gut; ich gebe Dir meine gnädige Einwilligung dazu. — Nimm also Abschied von Deiner Mutter, und bereite Dich zur Abreise.

Der Prinz, den das müßige Leben an Schah-Bahams Hofe längst aneckelte, fiel vor seinem Vater nieder, dankte ihm für die große Gnade und entfernte sich.

Noch eines! rief Schah-Baham ihm nach; ich gebe Dir ein Jahr zu Deiner Reise. Du bist ein kluger Kopf und das wird, hoff' ich, für Dich hinreichen, die Kunst des Vielregierens aus dem Grunde zu lernen. Jede Woche berichtest Du was Du gesehen und gehört hast; der Vezier mag mirs dann vorlesen. Das übrige wird er Dir sagen. Ich habe Eile, denn meine Papageyen sind noch nicht gefüttert.

15.

Der Prinz eilte zu seiner Mutter. Sie hatte vom Vezier die Nachricht bereits vernommen und der Schmerz über die Trennung von ihrem Liebling wurde durch die Aussicht, ihn mit neuen Kenntnissen und Vollkommenheiten ausgerüstet, wieder zu sehen, gemildert. Sie empfahl ihm, ihr Vaterland zu besuchen, ihr öfters Nachricht von seinem Befinden zu geben, und entließ ihn unter Thränen und zärtlichen Umarmungen.

Von da begab sich Mia-Tóu zum Vezier. Kaum konnte dieser sein Entzücken verbergen, seinen Plan gelungen, und den Prinzen, von dessen Geistesbildung er einen gefährlichen Nebenbuhler in seiner Herrschaft fürchtete, entfernt zu sehen. Er bewilligte ihm zu seiner Reise was er nur wollte, gab ihm Empfehlungs-Schreiben an alle asiatische Fürsten, deren Staaten Mia-Tóu auf seiner Reise durchziehen mußte, und versprach, den Derwisch zu ihm zu senden.

16.

Der Derwisch erschien, und Mia-Tóu bestürmte ihn mit Fragen. Bald aber fand er, daß der Derwisch das Reich Kako-kambo als

ein wahrer Mönch durchstreift hatte, und ihm über alle Gegenstände, welche des Prinzen Neugier aufregten, durchaus keine zweckmäßige Auskunft geben könne. Er entsagte also der Idee, ihn zum Reise-Begleiter mitzunehmen, wählte unter seinen Hofleuten die fähigsten und getreuesten und reißte mit den Empfehlungsbriefen des Veziers und vor allen Dingen mit Beuteln voll Goldstücke reichlich versehen, von Schah-Bahams Residenz ab.

Sechstes Kapitel.

Das Queerholz.

17.

Mia-Tou durchzog die Staaten der asiatischen und orientalischen Fürsten und wurde allenthalben, mit den seiner Geburt und seinem Stande angemessenen Ehrenbezeugungen empfangen und bewirthet. Da er aber dort keine Gegenstände zu Befriedigung seiner Wißgierde, wohl aber mehr oder weniger Schah-Bahams und Schah-Bahamische Regierungen fand, so beflügelte er seine Reise und langte endlich glücklich an der Gränze des berühmten Reichs von Kako-kambo an.

Brennend vor Begierde in diesen Schacht neuer Kenntnisse einzufahren, eilte er schon in einiger Entfernung von der Gränze, seinem Gefolge, in einer leichten Chaise und einzig von seinem Leib-Kammerdiener Foko, begleitet, voraus, und langte an dem Marksteine des ersten Staats von Kako-kambo an, wo er auf einer großen Tafel zwey asiatische Thiere, Leoparden, angemalt sah, die ihn in Erstaunen setzten. Er glaubte sich plötzlich in seine Heimath zurück versetzt, und da er, seit er Asiens Gränzen verlassen, keine dergleichen reißende Thiere gewahrt hatte, so beschloß er, sich so bald als möglich hierüber Auskunft zu verschaffen.

Groß war aber sein Erstaunen, als er bald nach diesem Gemälde jener asiatischen Thiere sich durch ein über die Straße gespanntes Queerholz aufgehalten fand.

Der Dollmetscher, den er schon in einem orientalischen Reiche mitgenommen hatte, verständigte ihn: das sey ein Schlagbaum, bestimmt, die Reisenden so lange aufzuhalten, bis sie gehörige Auskunft gegeben hätten. Den weitern Verfolg dieses Abentheuers lernen wir aus der ersten Depèsche des Prinzen an seinen Durchlauchtigsten Vater kennen. Wir bemerken hier nur Einmal für immer, daß wir den orienta-

lischen ceremoniellen Prunk, womit diese Depêschen verziert waren und deren Unterlassung Schah-Baham sehr übel genommen haben würde, hinweggelassen haben.

Siebentes Kapitel.

Erste Depêsche des Prinzen Mia-Tóu: Das Porträt-Abentheuer.

18.

„Ich eile Ew. Hoheit von meiner endli„chen glücklichen Ankunft in der ersten Residenz„stadt des großen Reichs von Kako-kambo Be„richt abzustatten.

An der Gränze desselben fand ich auf einem „Pfahle zwey reißende asiatische Thiere aus „meiner Heimath abgemalt, welche, sich bäu„mend, ein Brett hielten. Dieser Anblick, so „ferne von meinem Vaterlande, setzte mich in „Erstaunen. Ich glaubte in diesen Gegenden „solche Thiere ganz unbekannt, und befragte „meinen Dollmetscher hierüber. Er gab mir „die Aufklärung, daß diese Gemälde zu den „Wappen der Regenten von Kako-kambo „gehörten, an deren Landesgränzen wir uns

„befänden. Und auf meine Frage, ob denn „die Regenten von Kako-kambo ihre Völker „mit solcher Strenge zu beherrschen pflegten, „daß sie ihnen stets das aus einer fernen Ge„gend entliehene Bild eines in ihrem Lande gar „nicht einheimischen wüthenden Thieres vorhal„ten müßten, um sie an ihre Unterwürfigkeit „zu mahnen? — erhielt ich keine weitere Ant„wort, als daß beynah alle Regenten sich in „ihren Siegeln und Wappen der Bilder von „Tygern, Bären, Adlern, Panthern, Löwen „u. s. w. zu bedienen pflegten.

„Ich muß Ew. Hoheit aufrichtig bekennen, „daß dieß meine Idee von den Vorzügen des „Reichs von Kako-kambo sehr verwirrte, und „ich konnte nicht umhin meinem Dollmetscher „bemerklich zu machen, daß, wenn die Regen„ten, als Menschen, welche doch über das Thier „weit erhaben seyen, ja Thiere zu den Sinn„bildern ihrer Herrschaft wählen müßten, es mir „weit zweckmäßiger scheine, nützliche und sanfte „Thiere, z. B. das Schaaf rc. zu wählen.

„Der Dollmetscher zuckte die Achseln und „schwieg.

„Unmittelbar darauf sahen wir uns durch „ein Queerholz über der Straße aufgehalten; „bey dem sich ein Häuschen befand. Der Doll„metscher benachrichtigte mich, zu meinem gros-

„sen Erstaunen, daß wir hier ausgeforscht und
„untersucht werden müßten. Sogleich erschien
„ein wohlgemästeter Mann mit der Feder hin-
„ter dem Ohre, und verlangte, wie der Doll-
„metscher mich berichtete, zu wissen: wer ich
„sey? Ich nannte ihm meinen Namen und
„Stand und auf sein immerwährendes Kopf-
„schütteln, rief ich ungeduldig ihm solchen laut
„ins Ohr. Allein alles vergebens. Er ver-
„langte — wie mir der Dollmetscher berichtete —
„meinen Paß, d. h. ein Zeugniß des nächst-
„vorliegenden Regenten, daß ich wirklich der
„Prinz Mia-Tóu, und kein Esel, Schwein,
„oder andres Thier, sondern ein Mensch sey.
„Alle Vorstellungen waren vergebens; der Queer-
„balken blieb zu und am Ende sah mein Doll-
„metscher keinen andern Ausweeg, als, in die
„nächste Stadt des vorgelegenen Regenten zu-
„rückzukehren und mir dort ein Zeugniß aus-
„fertigen zu lassen, daß ich wirklich der Prinz
„Mia-Tóu aus Kochinchina und keine Katze
„oder Fledermaus wäre!

„So ärgerlich dieß mir fiel, so mußte ich
„mich doch fügen, wollt' ich anders meine Reise
„fortsetzen.

„Wir kehrten also um; das Zeugniß ward uns
„und zwar in der Sprache von Kako-kambo aus-
„gefertigt, und wir erschienen nach einem Auf-

„enthalte von zwei Tagen abermals bei dem „Gemälde der reißenden Thiere und dem „Queerbalken. Der wohlbeleibte Mann ließ „sich von neuem sehen. Mein Dollmetscher „reichte ihm das Zeugniß hin und einer seiner „Gehülfen begann, den Schlagbaum zu heben, „als ihm der dicke Mann plötzlich: halt! zurief „und dem Dollmetscher, so wie dieser mir er- „klärte: dieses Zeugniß sey nicht richtig, in- „dem sich keine Porträts unserer Personen da- „bei befänden.

„Mit Erstaunen befragten wir ihn nach der „Ursache, und da er erklärte: er sey nicht über- „zeugt, ob auch wir die rechtmäßigen Besitzer „dieses Zeugnisses seyen, und es nicht etwa „andern Reisenden entwendet hätten? so ver- „ließ mich die Gedult. Ich zog den Säbel, „um den Unverschämten für seine freche Belei- „digung zu züchtigen. Mein Kammerdiener fiel „mir in den Arm und der Dollmetscher bedeu- „tete mich, daß nichts übrig bleibe, als noch- „mals umzukehren und die Porträts mitzubrin- „gen. Ich fügte mich endlich abermals in die „unvermeidliche Nothwendigkeit. Wir kehrten „zurück, und obgleich der Dollmetscher glaubte, „es sey an meiner schriftlichen Porträtirung „genug, so zog ich doch, um allen ferneren „Aufenthalt zu vermeiden, vor, einen Maler

„kommen und unsre Gestalten vollständig ab-
„konterfeyen zu lassen.

„Nachdem dieses Geschäft vollendet war,
„sandte ich einen Kurier mit den Porträts an
„den Queerbalken voraus und folgte mit der
„Chaise nach.

„Ich fand dort den dicken Mann bereits
„mit der Musterung der Porträts beschäftigt;
„er verglich unsre Personen damit auf das ge-
„naueste und da, unglückseliger Weise, der
„Maler vergessen hatte eine Warze aufzuneh-
„men, die sich auf der Nase des Dollmetschers
„wirklich befand, so trug er Bedenken, diesen
„paßiren zu lassen. Ein Goldstück, das ich,
„auf Anrathen des Dollmetschers, ihm in die
„Hand drückte, überwand endlich diese Bedenk-
„lichkeit.

„Allein noch immer öffnete sich der Queer-
„balken nicht und als ich dieß mit Ungedult
„erinnerte, belehrte uns der dicke Mann! daß
„nun erst all unser Reisegeräthe abgepackt und
„durchwühlt werden müsse.

„Auf mein Befragen nach dem Grund dieses
„sonderbaren Gebrauchs? bemerkte der Doll-
„metscher, daß in den Staaten von Kako-kambo
„viele Waaren und Geräthe theils ganz ver-
„boten, theils ihre Einbringung mit schweren
„Abgaben belegt seyen und man also unter-

„suchen müsse, ob wir keine dergleichen Waare „unter unserm Geräthe besäßen?

„Auf meine Frage: ob denn auf solche Art „fremde Waaren als Giftpflanzen betrachtet „würden? verneinte er dieß, und da ich ihm „bemerkte, daß, nach meiner Meinung, jeder „Mensch gleiche Ansprüche auf den Genuß alles „dessen habe, was Natur und Kunst hervor„bringe, wo es auch nur gewachsen oder ge„funden sey; zuckte er abermals die Achseln „und bemerkte: es sey dabey nur auf Gold „angesehen und jeder Regent gedenke dadurch „von den Unterthanen des fremden Regenten „Geld zu erhalten. Ich versetzte ihm lächelnd, „daß wahrscheinlich der nächste Regent es mit „den Unterthanen seines Nachbars eben so „mache, und also dieses Mittel Geld in den „Schatz zu sammlen, mir sehr übel ausgedacht „scheine.

„Statt der Antwort machte mich mein Kam„merdiener auf die Unordnung aufmerksam, wel„che der dicke Mann mit seinen Gehülfen durch „das Umwühlen unsers Reisegeräthes angerich„tet hatte. — Ich war von neuem im Be„griff drein zu schlagen; der Dollmetscher rieth „mir aber, dem dicken Manne und seinen Ge„hülfen einige Goldstücke, — nach welchen sie, „wie ich bemerke, im Reich von Kako-kambo

„sehr begierig sind — in die Hand zu drücken, „indem es eigentlich hierauf abgesehen sey.

„Ich befolgte seinen Rath und augenblicklich „hielten die Stührer inne, sie halfen uns sogar „sehr höflich, alles wieder in Ordnung zu brin- „gen und versicherten, es sey gar nicht mög- „lich, daß wir etwas von den Giftwaaren be- „säßen.

Achtes Kapitel.

Schah-Bahams weise Anmerkungen über das Porträt-Abentheuer.

19.

Es war nicht Schah-Bahams Sitte, eine Depêsche ruhig bis zu Ende anzuhören; vielmehr pflegte er gewöhnlich, nach manchen durch Gähnen ausgefüllten Pausen, den Vezier auch bey den wichtigsten Depêschen entweder durch Bahamische Fragen, oder durch Anführung eines wichtigeren und dringenderen Geschäftes, z. B. den nothwendigen Besuch des Stalls seiner Leib-Elephanten, oder der Fütterung seiner Papa-geyen u. s. w. nicht selten zu unterbrechen. Zum Erstaunen des Vezier hörte er aber diese erste

Depèsche mit großer Geduld bis Ende an, ohne den Vezier ein einzigesmal zu unterbrechen. Als nun dieser schwieg, sah ihn Schah-Baham mit einer ernsten Weisheits-Miene an; fragte: bist Du fertig, Maßoud? und auf dessen Bejahung fuhr er fort: Und was denkst Du zu der Geschichte mit dem Queerbalken und den Porträts?

„Ich denke, ich denke —" stottete der verlegene Vezier.

Nun?

„Ich denke, daß es mir nicht ziemt, dar-„über zu denken, bis mir Euer Majestät weise „und erhabene Gedanken bekannt seyn wer-„den."

Vortrefflich! erwiederte der Schach: das ist so die Sitte der Veziers. Ihr überlaßt ganz ruhig euren Gebietern für euch zu denken; indeß ihr doch bedenken solltet, daß das Denken kein so leichtes Stück Arbeit ist; daß es vor allen Dingen die Verdauung gewaltig stöhrt und daß wir Schachs eigentlich dazu gar nicht gemacht, dafür gar nicht bezahlt sind; wohl aber euch dafür bezahlen.

Da es Dir nun nicht gefällig ist, darüber zu denken; so werde ich denn doch wohl Dir meine Gedanken sagen müssen.

Was nun fürs erste den Queerbalken betrifft, so finde ich diese Idee vortrefflich. Das Holz

dazu kannst Du aus meinen Waldungen nehmen; und zu den Queerbalken-Männern kannst Du eine Menge müßiger Leute gebrauchen, um deren Anstellung mich die Weiber in meinem Harem täglich quälen.

Damit bin ich der Plage los. Was aber das Gold betrifft, so ist es billig, da mein Sohn an dem Queerbalken des Reichs von Kakokambo hat bezahlen müssen, daß auch die Reisenden die an diesen Queerbalken kommen, das nämliche bezahlen; und so kannst Du auch die Giftwaaren bestimmen, welche in meinem Staate nicht anders als gegen Bezahlung eingelassen werden sollen; denn es ist billig, daß die Handelsleute die Erlaubniß bezahlen, meine Unterthanen mit Gift zu versehen.

Wie hoch schlägst Du denn den Ertrag dieser Queerbalken- und Gift-Steuer an?

„Großmächtigster Monarch!" versetzte Maßoud. „Ich sollt' ihn wohl auf 150 Beu„tel jährlich berechnen können."

Vortrefflich! rief Schah-Baham, in die Hände klatschend. Dafür kann ich wenigstens 50 Affen, 60 Papageyen, 50 Bajadèren, und zwey tausend Mann Leibwache mehr erhalten, und zwar verbrämte! — Das ist keine Kleinigkeit für einen Schach. Ich befehle Dir also, augenblicklich die Befehle zu den Queerbalken auszufertigen.

20.

Der Vezier verneigte sich und wollte sich entfernen. Halt! rief der Schach. Was mir weit mehr noch gefällt, ist die Porträtirung an den Queerbalken. Du weißt, ich habe mir längst eine Bildergallerie gewünscht, nicht als ob mir daran etwas läge, aber doch, weil die Nabobs am Ganges u. s. w. dergleichen besitzen sollen, auch der Kaiser von China; und ich will nicht hinter diesen zurück bleiben; ich, der große Schach von Cochinchina, ich! Du wirst also auf der Stelle den Befehl ins Reich ergehen lassen: daß kein Reisender mehr in meine Staaten eingelassen wird, der nicht sein Porträt mitbringt, welches dann eingesendet und in die Kaiserliche Bildergallerie gebracht werden soll. Auch dächt ich, es wäre nicht übel, wenn diese herrliche Anstalt des Reichs von Kako-kambo auch auf die Thiere ausgedehnt, und kein Büffel, Elephant, Affe, Papagey, Kolibri u. s. w. über die Queerbalken eingelassen würde, ohne sein Porträt mitzubringen. Das würde die Bildergallerie ansehnlich vermehren. — Was denkst Du zu dieser Idee, Maßoud?

„Daß sie Euer Majestät tiefer Weisheit ganz „würdig, daß sie erhaben, sinnreich und vor„trefflich ist! —“

Nun ja, als ob ein Schach wohl andere als weise und sinnreiche Ideen haben könnte!

Uebrigens, ich bekenne Dirs Vezier, bin ich mit den Depèschen des Prinzen so zufrieden, und finde sie so amüsant, daß ich Dir ausdrücklich die allergnädigste Erlaubniß ertheile, mir solche künftig auch außer den Geschäfts- und Audienzstunden vorzulesen; die Verdauungsstunden ausgenommen, wo Du, wie ich hoffe, ohnehin Dich nicht erkühnen wirst, diese, als das wichtigste Geschäft, frevelhaft zu stöhren. — Und nun geh und vollziehe meine Befehle!

Neuntes Kapitel.

Des Prinzen Mia-Tóu zweite Depèsche, die innern Staats-Angelegenheiten des Reichs Kako-kambo, insbesondere die Nummern-Regierung betreffend.

21.

Kaum hatte Schah-Baham von dem Vezier vernommen, daß eine zweite Depèsche des Prinzen eingelangt sey, so verließ er seine Affen und Papageyen, mit den er im ernsten königl. Spiele begriffen war, ja er befahl sogar seinen

Weibern und Hofleuten die Stickereyen wegzulegen, und nach dem er sich sehr bequem auf einen Divan ausgestreckt hatte, mußte Maßoud also beginnen:

22.

„Nachdeme, dem Willen meines Erlauchten „Vaters gemäß, der vorzüglichste Zweck meiner „Reise in das Reich von Kako-kambo darin„nen bestehen sollte, die erhabene Kunst des „Viel-Regierens gründlich zu studieren, so „wendete ich mich sogleich nach meiner Ankunft „in der Residenz des Schachs von Liti-Teo, „an meinen Hauswirth; einen sehr gesprächi„gen Mann und bat ihn, mich mit denjenigen „Staats-Beamten bekannt zu machen, welchen „diese Kunst anvertraut sey. Er versicherte mich, „ihrer ungeheuern Anzahl ohngeachtet, sey nichts „leichter; alle Staats-Beamte würden nach „der Verschiedenheit ihres Wirkungskreises mit „Tuch-Enden von eigner Farbe versehen. Ich „dürfe also nur einen halben Tag mich an's „Fenster bemühen, um alle diese Tuch-Enden „kennen zu lernen. Sollte aber dieß mir zu „lange dünken, so sey er bereit mir einen Far„benkasten und Musterkarte vorzulegen, auf „welcher ich die ganze Regierung des Schachs

„mit allen ihren ins unendlich vervielfältigten
„Zweigen mit Einem Blicke würde übersehen
„können.

„Der Kürze wegen wählte ich den letzten
„Weeg und mein Hauswirth war so gefällig,
„mir eine Musterkarte aller dieser Tuch-Enden
„durch einen geschickten Maler kopiren zu las-
„sen, welche ich dann dieser Depèsche beilege,
„um dadurch auf Einmal Euer Hoheit eine voll-
„ständige Uebersicht der Viel-Regierung zu lie-
„fern. Es ist dieß zugleich für unsre Maler
„eine sehr vortheilhafte Abbildung der mannich-
„faltigen Farben mit ihren feinsten Abschattun-
„gen, deren sie sich darinn bei ihrer Kunst be-
„dienen können.

23.

„Da ich den Schatz der Viel-Regierung ken-
„nen zu lernen wünschte, so versicherte man
„mich, dieß sey selbst für die Eingeborne eine
„schwere Aufgabe, und mancher müsse Monate
„lang darnach suchen. Auf die Bezeichnung
„meines Erstaunens erhielt ich dann die Auf-
„klärung: daß jeder Regierer in einem beson-
„dern Platze regiere, den man Büreau zu
„nennen pflege, welches in unsrer Sprache so
„viel als Kasten bedeuten möchte; daß die Zahl

„dieser Kästen unberechenbar sey; jeder Regierer „aber in seinem Kasten und dessen Fächern als „Schach regiere; daher eben so viel Schachs „als Kästen vorhanden seyen; worinn dann „gerade die große Kunst des Viel-Regierens „bestehe. Gewohnt in unserm Vaterlande nur „Einen Schach nebst den Vezier zu kennen, be„zeichnete ich mein Erstaunen, wie diese vieler„ley Schachs neben einander ruhig regieren „könnten? Man bedeutete mich aber, daß dieß „nicht der Fall sey, sondern sich diese Schachs „oft, obgleich alle im Namen des eigentlichen „Obersten Schachs, bekriegten und hemmten; und „da ich mich nicht enthalten konnte, das Schick„sal der armen Einwohner des Reichs unter „diesen Schachs-Regierungen zu bedauern; so „versicherte man mich, daß gerade dieß das „Glück der Einwohner sey, indem durch diese „Streitigkeiten der Schachs gewöhnlich das Re„gieren oft ganz still stehe; und die Unterthanen „also, unter der Leitung der Götter versteht „sich, ganz ruhig ohne Regierung ihres Wan„dels gehen könnten.

24.

„Indeß begriff ich, trotz des Umfangs der „Regierungs-Muster-Karte, doch nicht: wie

„diese Schachs fertig werden konnten? denn „ich traf sie den größten Theil des Tags ent- „weder auf den Straßen, oder Spaziergängen „in Gesellschaft der Damen, oder beim Spiele, „allenthalben aber ohne alle Zeichen von Re- „gierungs-Geschäftigkeit an.

„Mein gefälliger Hauswirth erbot sich hier- „auf, mich in das Büreau eines dieser Schachs „zu begleiten, der sich täglich zum Speißen und „Spiele in unserm Gasthofe einfand. Und hier „ward ich nun auf Einmal erleuchtet und er- „hielt den Schlüssel der großen Viel-Regierungs- „Kunst. Der Schach dieses Kastens zeigte „mir nämlich, daß alle Regierungs-Depèschen „nach Nummern geordnet seyen und er arbei- „tete so eben an der zweymal hundert tausend „neun und neunzigsten Nummer des erst bis „zum 3ten Neumond vorgerückten Geschäfts- „Jahrs.

„Ich bemerkte ihm mein Erstaunen, daß er „unter einer solchen Geschäftslast nicht erliege, „wozu kaum 10 Menschenalter hinreichten. Er „belächelte meine Verwunderung und zeigte mir, „daß nichts leichter sey. Indeß die Ober- „Schachs des Büreaus mit großer Strenge „darüber wachten, daß alle Nummern expe- „dirt würden, so käme es übrigens auf die Art „der Expedition gar nicht an; indem man mit

„2 Worten, entweder: die Nummer zu andern „Nummer zu hinterlegen, oder mit der Bemer„kung: daß die Eingabe nicht gehörig, oder „das dazu gebrauchte Papier zu klein, oder zu „groß, zu breit oder zu schmal sey, seine Num„mer expediren, den Ober=Schach befriedigen, „sich noch das Lob des Fleißes und vorzüglicher „Thätigkeit verdienen und auf diese Weise in „Einer Stunde mehr als 10 tausend Nummern „expediren, so fort aber, nach vollbrachter Ar„beit den Kasten verlassen, und sich dann dem „Verdauungs= oder irgend einem andern ange„nehmen Werke widmen; freilich aber auch, nach „der Zahl der expedirten Nummern, mit Be„lohnungen, Ehrenzeichen (worüber ich mich in „meiner nächsten Depèsche zu erklären vorbe„halte), Beifallsbezeugungen und Beförderun„gen überschüttet werden könne.

„Anfangs wollte mir unbegreiflich fallen, „wie bei dieser Nummern=Expedition die Re„gierungs=Maschine fortgehen könne. Da mich „aber der Unter=Schach versicherte: der Ober„Schach, so wie alle übrige Schachs befänden „sich recht wohl dabey, so lag nun das große „Geheimniß der Viel=Regierungs=Kunst „offen vor mir und ich verließ den Kasten„Schach mit den Zeichen der größten Bewun„derung."

25.

Der gute Schah-Baham war über diese Depêschen des Prinzen entzückt. Vor allen Dingen zog die Musterkarte seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Er eilte damit in den Harem, und seine Frauen konnten das Bunte der mannichfaltigen Farben nicht genug bewundern. Triumphirend kehrte Schah-Baham zu dem Vezier zurück und befahl ihm, sogleich 4—500 dergleichen Tuch-Enden von allen Farben, nach allen Schattirungen, zu bestellen, auch in höchster Eile einige hundert Kästen fertigen zu lassen.

Der Vezier wagte es, dem Schach demüthigst bemerklich zu machen, daß sich schwerlich im Cochinchinesischem Reiche Tuch-Enden von so mannichfaltigen Farben vorfinden dürften, mithin diese erst durch die Karawanen und den Handel allmählig beygeschaft werden müßten. Darüber ward aber Schah-Baham sehr entrüstet.

Wie? rief er — Du unterfängst Dich, mir zu widersprechen? Ich will Dir allenfalls zur Zeit 100 Tuch-Enden erlassen; aber ich befehle, daß bis Morgen mindstens 300 Tuch-Enden von verschiedenen Farben gefertigt und meinen Hof- und Serail-Dienern angeheftet seyn sollen, und ich will wohl sehen, wer es wagt, meine Be-

fehle unvollzogen zu lassen; Ich! Dein Kopf, Maßoud! haftet mir dafür. Hörst Du? und wie viel Köpfe Du hast, magst Du bedenken. Was übrigens die Kästen betrifft, so begreife ich wohl; daß diese nicht so eilig fertig seyn können; Du siehst also wie billig und gerecht ich bin. Ich gebe Dir daher zu 200 Kasten drey Tage Zeit: Nun gehe!

26.

Der Vezier befand sich ganz natürlich in großer Verlegenheit, wie er den Willen des Schachs erfüllen und seinen Kopf in Sicherheit setzen könne; obgleich er wohl wußte, daß es mit Schah-Bahams Drohungen nicht gerade so ernstlich gemeint, und diese oft nur als angewohnte Sultanische sprüchwörtliche Redensarten zu betrachten seyen.

Er berathschlagte sich hierüber mit seinem Leib-Sklaven Fit-Fo, und dieser war der Meinung: es möchte, im Mangel der Tuch-Enden, am zweckmäßigsten seyn, wenn der Vezier nach der Musterkarte die Streife von Papier mahlen und unter die Hofdienerschaft austheilen lasse, wodurch hoffentlich der Schach sich beruhigt finden würde.

Gesagt, gethan! — Die Mahler (Tüncher) der Hauptstadt wurden sämmtlich in Requisition gesetzt; die Papierstreifen nach der Musterkarte gemalt, und am andern Tage erschien die gesammte Dienerschaft mit den angehefteten Papierstreifen. Der Schach ließ sie vor dem Thore seines Pallastes defiliren, klatschte in die Hände und geruhte den Vezier, zum Zeichen seiner Zufriedenheit und seines Beifalls, recht derb an dessen Knebelbart zu zupfen. Welches denn unter der Dienerschaft großes Aufsehen erregte und dem überglücklichen Vezier eine bedeutende Zahl neuer Feinde und Neider zuzog.

27.

In den nächsten Tagen würden die Einwohner der Residenz in großes Schrecken versetzt. Der Vezier hatte alle Tischler der Stadt und der Umgegend zu Fertigung der Kästen (Büreaus) aufgeboten. Von diesen Kästen hatte aber Prinz Mia-Tóu unglücklicher Weise eine Zeichnung beyzulegen vergessen. Der Vezier hatte also dieß aus seinem eignen Kopfe ergänzen müssen, und hiedurch waren dann diese Kästen, ohngefähr in der Form unserer europäischen Schilderhäuser entstanden; so daß der Büreau-Schach kaum sich darinnen umdrehen konnte; denn in der

Tiefe des Kastens war nothwendig ein kleines Tischchen angebracht.

Indeß konnten sich die Einwohner die Bestimmung dieser Kästen so wenig erklären, daß sie auf die seltsamsten Vermuthungen geriethen. Ein Theil war der Meinung: sie seyen zu Gefängnissen bestimmt; andere, die von der Milde Schah-Bahams bessere Begriffe hatten, waren das allerdings wahrscheinlicheren Dafürhaltens: diese Kästen seyen zum bequemen Transport der Leib-Affen des Schachs bestimmt; wenn diese ihn in seine Sommerpaläste begleiteten.

Am andern Morgen wurden dann in dem Vorplatze der Residenz alle diese Kästen aufgestellt und die Einwohner der Residenz erstaunten nicht wenig, statt der Affen, die Hof- und Staats-Diener des Schachs in diese Kästen einquartirt zu finden. Diese waren vom Vezier förmlich dahinein kommandirt, um die vom Prinzen Mia-Tóu so sehr empfohlenen Viel- und Nummern-Regierung zu beginnen.

Es fehlte aber leider an eingelaufenen Schriften, Berichten, Memorialien u. s. w., indem die Kadis und übrige Staatsbeamte von je die Geschäfte mit ganz kurzer Hand (brevi manu) nämlich: entweder mündlich, (kraft, der dort seit uralten Zeiten herkömmlichen öffent-

lichen Gerichtsbarkeit), oder mit der eben dahin gehörigen Bastonnade, abzumachen pflegten.

Der Vezier der hieran nicht gedacht hatte, war nun außerordentlich betroffen. Er wußte, bey dem besten Willen, nicht: wie er das Verlangen des Schah-Baham in Absicht der Viel-Regierung durch Nummern zu erfüllen vermöge? Sein Leib-Sklave Fit-Fo mußte auch dießmal aus der Noth helfen. Er rieth dem Vezier: eine Menge Täfelchen halb aus Holz, halb aus Zuckerwerk fertigen und mit Ziffern versehen zu lassen, diese an die Kästen-Chefs auszutheilen und ihnen zu überlassen, je nach dem sich ein armer Supplicant, oder ein aus dem Harem begünstigter, oder ein hübsches Mädchen selbst am Büreau melden würden, ein hölzernes oder süßes Nummer-Täfelchen auszutheilen; die überschießenden Täfelchen aber in zierlicher Ordnung auf einander zu legen und dort ruhen zu lassen.

So geschah's denn! Die Viel- und Nummer-Regierung trat in Aktivität. Auf die Meldung des Veziers geruhte Schah-Baham die Reihen der Kästen und Nummern-Männer in Allerhöchster Person zu beaugenscheinigen.

Am dritten Tage aber erhielt derselbe zu seiner großen Freude einen neuen Papagey, der bereits den Laut: Bah! aussprechen konnte,

und den er also, durch fleißigen Unterricht, dahin zu bringen hoffte, auch die zweyte Silbe seines Namens: Ham — aussprechen zu lernen. Ueber diesen Unterricht nun wurden die Kästen, die Nummern und Nummern-Männer eben so schnell vergessen, als die Gesetze in dem Reiche Kako-kambo vergessen zu werden pflegten.

Zehentes Kapitel.

Die Erhabenen, die bärtigen Männer und die Alterthümler von Kako-kambo.

27.

Nach einigen Wochen und da der neue Papagey noch immer dem Unterrichte seines erhabenen Lehrers widerstand und seine Sprachkunde auf das ominöse: Bah! einschränkte, bezeugte der Schach dem Vezier seinen Unwillen, daß der Prinz mit neuen Depèschen so lange zurück halte. Maßoud erwiederte: daß allerdings seitdem wieder eine Depèsche des Prinzen eingelaufen sey; er aber Bedenken getragen habe, Sr. Hoheit in jenem wichtigen Unterrichts-Geschäfte zu stöhren.

Schach-Baham befahl ihm, die Depèsche augenblicklich herbey zu schaffen; und Vezier Masoud begann dann folgendermaßen:

28.

„Ich muß Euer Hoheit nun vor allen Dingen mit den verschiedenen Kasten der Einwohner des großen Reichs von Kako-kambo bekannt zu machen suchen.

„Die erste und dem Schach am nächsten stehende Kaste, nennt man: die Erhabenen. „Ihre Voraltern erhielten vor alten Zeiten diesen Titel wegen ihrer edlen und erhabenen „Kriegs- und andern Thaten, und es war ihnen „erlaubt, solchen auf ihre Nachkommen zu ver„erben; wenn diese nach vorgängiger Prüfung „sich dieses Titels ebenfalls würdig bezeigten. „In der Zeitfolge wurde diese Prüfung für „unnöthig erachtet und es reichte hin, wenn „diese Nachkommen die Pergamente vorzeigen „konnten, in welchen ihren Ahnherrn der Titel „des Erhabenen beygelegt war.

„Sehr natürlich wünschten in der Folge mehrere der Nicht-Erhabenen in jene Kaste „versetzt zu werden, ohne sich einer strengen „Prüfung der Edelthaten zu unterwerfen. Die „Veziere der Schachs, stets geneigt die Schatz-

„kammer zu füllen, beobachteten dieß und such„ten diese, so wie jede menschliche Thorheit, zu „benutzen. Von der Idee ergriffen, daß Gold „ein edles und erhabenes Metall sey, mit„hin der Besitzer auch ein edler und erhabner „Mann seyn müsse — ein Schluß dessen Rich„tigkeit ihre Gelehrten vergebens bestritten — „kamen sie auf den glücklichen Einfall, den Titel: „Erhaben mit dem Besitze einer bestimmten „Masse jenes erhabenen Metalls, also und „zwar um den Zulauf zu befördern, mit dem „Besitze eines Beutels von 100 Goldstücken zu „verbinden, und die Schatzkammern der Schachs „befanden sich bald reichlich gefüllt. Die Zahl „der Erhabenen wuchs aber, natürlich, der„gestalt an, daß am Ende die Kaste der Nicht„Erhabenen gänzlich auszusterben drohte.

„So sehr ich nun die Weisheit jener Veziers „bewundere, so wage ich es doch, Euer Maje„stät, meinem erlauchten Erzeuger, demüthigst „zu rathen, diese Kaste der Erhabenen zwar „ebenfalls, zu Füllung der Schatzkammer, ein„zuführen; allein, bey dem Mangel an Perga„ment in unsern Gegenden, in dem Reiche von „Cochinchina zu verordnen: daß jedem, der mit„telst eines Beutels von 100 Goldstücken den „Titel: Erhaben erkaufte, statt eines Per„gaments ein kaiserlicher Stempel aufgedrückt

„und hiedurch die Auszeichnung seiner Kaste „auf die allerunzweydeutigste Weise beurkundet „werde.

„Was es übrigens mit diesen Stempeln, „einer der herrlichsten und genialsten Erfindun„gen des menschlichen Geistes, für Bewandniß „habe? werde ich meinem Königlichen Va„ter in der Folge aus einandersetzen.

29.

„Eine ganz eigne Kaste in dem Reiche von „Kako-kambo bilden die bärtigen Män„ner; um deswillen also genannt, weil sie „vermög der Religion ihres Wischnuh, den „sie in ganz eignen Pagoden anbeten, ge„halten sind, ihre Bärte wachsen zu lassen; „indeß die übrigen Einwohner von Kako-kambo „— einige junge Leute, Zierbengel genannt, aus„genommen — sie abscheeren lassen.

„Diese bärtige Männer haben in allen „Reichen von Kako-kambo sehr großen Einfluß, „ja man sagt sogar, daß sie hie und da die „Vice-Unter-Veziers bildeten. Dieser Einfluß „wird vorzüglich dadurch bestimmt, daß sie, „vermög ihrer Gewandheit und Schlauheit, im „Besitz der mehresten Beutel mit Goldstücken sich „befinden und daher im Stande sind, in Zei-

„ten des Drangs die Schatzkammern gegen eine „mäßige Vergütung von 50 für 100 zu un= „terstützen. Dieser edelmüthigen und patrioti= „schen Unterstützung wegen werden sie denn „nun auch in die Kaste der Erhabenen auf= „genommen.

„Der tiefen Weisheit meines Königl. Va= „ters muß ich überlassen: ob diese bärtige „Männer in dem Reiche von Cochinchina „zugelassen werden wollen? Nur möchte ich „demüthigst rathen, im Fall sie in die Kaste der „Erhabenen aufgenommen seyn wollen, statt „Einen —, 30 Beutel von 100 Goldstücken zu „erheben und sie überdieß zu verpflichten, ihre „Bärte, wenn sie zu einer gewissen Höhe ange= „wachsen sind, vergolden zu lassen; da sie dann „alljährlich von dem Schatz=Kammer=Schneider „abgeschnitten und in die Schatz=Kammer zurück= „gelegt werden könnten; somit auch, wie recht „und billig diesen bärtigen Erhabenen einen „30fachen Stempel aufzudrücken, wobey sich „denn die Schatzkammer ganz wohl befinden „dürfte; daher ich auch von Seiten des Veziers „Maßoud keine Einwendung gegen diesen Vor= „schlag befürchte."

Der geistreiche Prinz! — unterbrach sich hier Maßoud. — Wahrlich! ich wüßte gegen diesen

trefflichen Vorschlag nicht das mindeste einzuwenden.

Schweig! mit Deinen Anmerkungen, versetzte der Schach, und erwarte meine Entscheidung, wie Dirs ziemt. — Und nun fahre fort!

30.

„Noch" — so fuhr der Vezier in der Depesche fort — „bemerkte ich eine ganz eigne Gattung von Menschen, die Alterthümler genannt. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Einwohnern Kako-kambo's nicht nur durch eine moderne Kleidung, wie sie nämlich ihre Ur- Ur- Ur- Ur- Ur-Aelter-Väter getragen haben sollen, sondern auch durch eine gewisse Natürlichkeit, welche sie die göttliche Derbheit zu nennen pflegen.

„Von den Kako-kamboischen Veziers werden sie übrigens genau beobachtet; denn man hatte diese Alterthümler in Verdacht, daß sie den Vezieren, ja selbst den Schachs nicht allzuhold seyen.

„Ich kann daher nicht glauben, daß Euer Hoheit denselben den Zutritt in das Reich von Kako-kambo gestatten werden."

Das werd ich wohl bleiben lassen! — unterbrach hier Schach-Baham.

„Jedoch — fuhr der Vezier in der Depèsche fort — „bin ich willens, der Seltenheit wegen, „Euer Hoheit ein Exemplar dieser Alterthüm„ler mitzubringen.“

Die Pest? — fuhr hier der Sultan entrüstet auf — das soll er wohl bleiben lassen! Ich will keine Alterthümler, welche die Schachs nicht leiden können!

Noch die Veziers! — setzte Maßoud hinzu.

Ist Deine Depèsche zu Ende? frug Schah-Baham.

Nichts weniger! Ew. Majestät.

Nun, erwiederte der Sultan, so magst Du mir den Rest morgen früh vorlegen; denn Deine Alterthümler haben meine Verdauung gewaltig gestört.

Eilftes Kapitel.

Die Kameel-Last der Gesetze.

31.

Am folgenden Morgen erschien der Vezier; Er fand den Schach auf dem Divan in tiefem Nachdenken.

Maßoud hielt sich in ehrerbietiger Entfernung.

Nur näher, Vezier! rief ihn Schach-Baham an. Du triffst mich zwar in tiefem Nachdenken über die gestrige Depèsche von den Erhabenen und bärtigen Männern von Kako-kambo; da ich aber mit meinen Bemerkungen und Entschliessungen hierüber noch nicht ganz im Reinen bin, so magst Du einstweilen fortfahren.

„Ich schloß mich" — fuhr der Vezier in Ablesung der Depèsche fort — „immer näher an „meinen Hauswirth an; da ich bemerkte, daß „er ein feiner, gebildeter Mann war; daher „ihn auch viele der Gäste Herr Doktor zu „nennen pflegten; ein Titel, den man im Reiche „von Kako-kambo den Gelehrten gewöhnlich „giebt.

„So fragte ich ihn denn auch: ob denn die „vielen Büreau- oder Kästen-Chefs ihre Viel-„Regierung jeder nach seinen eignen Kästen-„Ansichten ausübten, und ob nicht daraus im „Reiche die größte Verwirrung entstehen müsse? „Mein Hauswirth belehrte mich hierauf: dieß „sey durchaus nicht der Fall; indem nach den „geschriebenen Gesetzbüchern von allen regiert „werden müsse. Dem gemäß bat ich ihn, mir „diese Gesetzbücher zu verschaffen.

„Dieß beantwortete er mit einem sardoni-„schen Lächeln. Män sieht wohl, erwiederte „er, wie wenig Sie noch im Reiche von Ka-

„ko-kambo bewandert sind. Die Gesetzbücher „des Reichs von Kako-kambo mögen so ziemlich „die Fracht von 36 bis 40 hoch beladenen Gü„therwägen ausmachen. Ist es möglich! rief „ich voll Erstaunen aus, und wie können denn „die Herren Viel-Regierer diese große Masse „von Gesetzbüchern im Gedächtnisse behalten? „Das ist auch gar nicht nöthig! erwiederte mein „Hauswirth. Sie werden gewöhnlich nur her„vorgesucht, wenn etwa irgend einer der Viel„Regenten ein Gesetz bedarf, um einem seines „Gleichen, dem er nicht hold ist, unter dem „Schutze dieses Gesetzbuches einen Streich zu „versetzen, oder einem seiner Untergebenen die „Bastonnade geben zu lassen; ohne daß ihn „der Ober-Schach dafür tadeln kann.

„Indeß — fuhr er fort — ist nicht zu läug„nen, daß diese Gesetzbücher einen großen Vor„rath von Gelehrsamkeit, Vernunft und Weis„heit enthalten; doch kann ich nicht umhin, zu „bemerken, daß, wären die Menschen in Kako„kambo alle vernünftig, man diese Vorräthe „entbehren könnte. Allein, setzte er lächelnd „hinzu, die Veziere würden sich freylich nicht „wohl dabey befinden!

„Der Hauswirth hatte meine ganze Aufmerk„samkeit rege gemacht. Da Euer Hoheit mich „zu meinem Unterrichte in das Reich des Viel-

„Regierens reisen zu lassen geruht haben,
„so glaubte ich auch, jenen Schatz von Weisheit
„und Gelehrsamkeit nicht zurücklassen zu dürfen;
„ich bat also meinen Hauswirth, mir diese
„sämmtliche Gesetzbücher zu verschaffen; zugleich
„bemerkte ich aber, daß Cochinchina keine
„Kunst-Straßen besitze und daher diese Maga-
„zine auf Frachtwägen nicht dahin gebracht
„werden könnten.

„Der Hauswirth fragte mich hierauf lä-
„chelnd: ob sie denn nicht allenfalls auf gedul-
„tigen Eseln zu transportiren wären? Auf
„meine Erwiederung: daß der Esel im Reiche
„von Cochinchina als ein dem Wischnuh hei-
„liges Thier verehrt werde, mithin zum Last-
„tragen nicht gebraucht werden dürfe, brach
„mein gelehrter Hauswirth in lautes Lachen
„aus.

„Wie ähnlich, rief er endlich, sind doch die
„Sitten und Gebräuche der Menschen in den
„entferntesten Gegenden! Im Reich von Kako-
„kambo sind die Esel ebenfalls sehr geehrt; aber
„aus ganz andern Gründen. Von den Klü-
„geren nämlich, weil die Esel dumm genug sind,
„sie nicht in ihrem Streben und Weben zu ir-
„ren, und weil sie arbeitsam genug sind, alle
„deren Lasten zu tragen; indeß jene dadurch
„Muße erhalten, sich dem hinzugeben, was sie

„Lebensgenuß nennen: Aber — fuhr er fort —
„Sie haben ja dort wohl Kameele?

„Allerdings; versetzte ich.

„Nun, war seine mit neuem Gelächter be-
„gleitete Antwort, das ist denn gerade recht;
„denn man pflegt unsre Gesetze von alten Zei-
„ten her: multorum camelorum onus, (die Last
„vieler Kameele) zu nennen! He! He! He!

„Ich begann nun zu bemerken, daß mein
„Hauswirth ein Satyrikus sey, und indem
„ich ihm darüber sowohl meine Theilnahme, als
„meine Bewunderung bezeugte, fragte ich: wie
„es denn komme, daß er, als ein Gelehrter,
„wie sein Titel als Doktor beweise, sich zu
„dem gemeinen, prosaischem Geschäfte eines
„Gastwirths habe herablassen können?

„Er erwiederte: Fürs erste sey Doktor eben-
„falls eine, gleich dem Titel: Erhaben, ge-
„wöhnlich gewordne Titulatur; aber von dem
„Prädikat Doctus (gelehrt) sehr verschieden;
„und zweytens sey das Reich von Kako-kambo
„mit Doktoren: d. h. mit Leuten, welche an-
„dre besser belehren wollten, ja selbst mit Dok-
„ten so überfüllt, daß sich für ihn keine Aus-
„sicht für einen Regierungs-Kasten gezeigt; er
„also sich gedrungen gesehen habe, eine Wirth-
„schaft zu pachten; wobey er sich denn weit
„besser befinde; als die Doktoren. Die Advo-

„caten allein ausgenommen; welche als die „Bienen des menschlichen Geschlechts anzusehen „seyen."

Woher aber dieser Zustand der Dinge in dem Reiche von Kako-kambo entsprang, werden — so fährt Abdallah-If fort — unsre Leser im nächsten Kapitel aufgeklärt finden.

Zwölftes Kapitel.

Der Stammbaum der Nicht-Erhabenen.

32.

„Ich konnte — fuhr der Prinz Mia-Tóu in seiner Depèsche fort — nicht umhin, dem Herrn „Doktor meine Verwunderung über die Menge „von Doktoren und Dokten zu erkennen zu „geben; indeß im Cochinchinischen-Reiche hier„an großer Mangel seyn und sich höchstens bey „unsern Priestern, Ponguis und Talapoi„nen, eine Spur von Kenntnissen vorfinde.

„Doch mein Hauswirth klärte mich bald auf. „Sie kennen — sprach er — die Kaste unsrer „Erhabenen und auf welche Weise diese in „den neueren Zeiten so ansehnlich sich vermehrt „hat. Daß nun deren Abkömmlinge weder den

„Pflug noch den Keil in die Hände nehmen,
„sondern ebenfalls erhabene Arbeiten, oder
„die erhabenste aller Arbeiten, nämlich das Gött-
„liche Far niente wählen wollen, ist sehr na-
„türlich.

„Mit der Kaste der Doktoren und Dokten
„verhält es sich eben so; da auch sie sich mit
„Recht zu der Kaste der Erhabenen zählen,
„so würden sie sich sehr beschämt fühlen, ihre
„Kinder in derjenigen Kaste zu sehen, die sich
„mit den gemeinen, trivialen Geschäften des
„Ackerbaues, oder der Handwerker abgeben sol-
„len, und sich allenfalls ihr Brod von einem
„Herrn Sohn backen, oder ihre Haare von
„einen Herrn Schwieger-Sohne kräuseln zu las-
„sen. Ehe wollten sie sich ohne Brod behelfen,
„oder ihren Haarputz in Unordnung belaßen.

„Es müssen also nothwendig alle ihre männ-
„liche Nachkommen ebenfalls Doktoren und Dok-
„ten und ihre Töchter wenigstens an Doktoren
„und Dokten vermählt werden.

„Wie? unterbrach ich meinen Hauswirth.
„Also ist die Gelehrsamkeit im Reiche von Kako-
„kambo erblich und geht von Glied zu Glied
„auf die Nachkommen über? — Großer Wisch-
„nuh! Welches glückliche Land!

„Daß die Gelehrtheit auf die Nachkommen
„der Doktoren und Dokten übergienge, erwie-

„derte lächelnd mein Hauswirth, können wir „wohl nicht gerade behaupten: sintemal und „alldieviel wir, so wie unter den Nachkommen „der Erhabenen, manche nicht erhabene, „auch unter den Nachkommen der Dokten man„che nicht Dokte oder Unwissende gewah„ren; indeß ist alles dieß im Reiche Kako-kambo „unschädlich.

„Unschädlich? rief ich aus, unschädlich? „wer ist es denn, der diese Erhabenen, Dok„toren und Dokten ernährt und füttert?

„O erlauchter Prinz! — fiel mein Hauswirth „ein — dafür ist das Volk da; gerade dafür „muß so viel regiert werden, und ohne diese „weise Einrichtung würde sich die göttliche Kunst „des Viel-Regierens bald verliehren.

„Gegen dieses Argument wußte ich nun „freylich nichts einzuwenden; und schloß diese „Unterredung mit der Frage: ob denn nicht „am Ende die Nachkommen der Erhabenen, Dok„toren und Dokten so hoch anwachsen möchten, „daß am Ende nichts mehr zu regieren übrig „sey, und die ganze Nation aus Regieren„den bestehen, oder mindstens auf Einen re„gierten zwey bis drey Regierende kom„men dürften?

„Mein Hauspatron gestund mir das mit „Achselzucken zu; betheuerte aber, daß dieß gar

„nichts zu bedeuten habe, wenn nur das gött„liche Prinzip des **Viel-Regierens** gerettet, „behauptet und bewahrt werde!“

33.

Halt! — rief hier Schach-Baham aus — diese Depèschen meines Erzeugten geben mir so vielen Stoff zum Nachdenken, daß ich Dir verbiete, mir vor der Hand mehr vorzulesen, bis ich den Innhalt, ohnbeschadet der **körperlichen** Verdauung, im **Geiste** verdaut habe, und das ist wahrlich! keine geringe Arbeit; zumal für einen **Schach**!

Der Vezier entfernte sich und Schach-Baham begann vor allen Dingen die **körperliche** und später die **geistige** Verdauung.

Dreyzehntes Kapitel.

Schach-Bahams Verdauung.

34.

Nachdem beyde glücklich vollendet waren, wurde Maßoud gerufen.

Höre, Maßoud! redete der Schach ihn beym Eintritte an; Du hast mir mit Deinen Depè-

schen des Prinzen dergestalt den Kopf angefüllt, daß ich kaum mich wieder werde auf deren Innhalt besinnen können; zumal ich heute schon über 30 Depèschen aus Deinen Kästen, Büreaus genannt, erbrochen habe; ich! der Sultan! — Du wirst also meinem Gedächtnisse hie und da zu Hülfe kommen müssen.

Welches war, zum Beyspiel, der erste Gegenstand der letzten Depèsche?

„Die Kasten der Erhabenen, der bärtigen Männer und der Alterthümler,“ versetzte der Vezier.

Ganz recht! fuhr der Sultan fort. Was nun Deine Erhabenen betrifft, so kann ich bey einer solchen Einrichtung, wie sie, nach meines Sohnes Berichte, im Reiche von Kako-kambo bestehen soll, mich, nach meinem einfältigen Sultans-Verstande, nicht genug verwundern, daß es noch Thoren giebt, die auf einen Titel Werth legen, der nichts mehr und nichts weniger beweißt, als daß man Besitzer eines Beutels von 100 Goldstücken sey? — Wir haben im Reiche von Cochinchina der Thoren genug; von dieser neuen Gattung will ich also nichts wissen.

Was aber die bärtige Männer betrifft, so sollen sie mir sehr willkommen seyn. Ob sie an den Wischnuh oder Dalai-Lama oder an den Godemann, oder vollends an die 7 Haupt-

Götter glauben? und wie lang ihre Bärte sind, ist mir sehr gleichgültig, wenn sie nur diese Bärte vergolden und so oft als möglich abschneiden und in die Schatzkammer beylegen lassen; und ich empfehle Dir, Maßoud, dem Prinzen zu schreiben: daß er soviel als möglich von diesen bärtigen Männern anwerbe. Denn, Vezier! ich sehe weiter als Du und mein Sohn. Da diese bärtige Mäner das Gold alles übrigen Volks, kraft ihrer Gewandheit und Schlauheit an sich zu ziehen wissen und durch die Vergoldung ihrer Bärte dann wieder in die Schatzkammer bringen, so kannst Du alle Ober- und Unter-Schatz- und Rentmeister ganz ruhig abdanken, und das ist wahrlich! keine geringe Ersparniß!

Welche Weisheit! Welcher Scharfblick! — unterbrach der Vezier, tief sich beugend.

Uebrigens — fuhr Schach-Baham fort — wirst Du dem Prinzen gemeßen — des Schachs-Lieblings-Wort — aufgeben, den allergeschicktesten Balbier der Reiche von Kakokambo um jeden Preis anzuwerben und zwar mit dem allerschärfsten Instrumenten versehen; damit kein Haar der bärtigen Männer verlohren gehe.

Von Deinen Alterthümlern will ich vollends nichts wissen. Sie sind auf ewig aus meinem Reiche verbannt, und kommen sie je an ein Queerholz, so sollen sie auf der Stelle vor demselben gespießt werden. Deine Doktoren und Dokten gefallen mir übrigens ganz wohl; auch habe ich gar nichts dagegen, daß sie sich vermehren; denn es fehlt mir längst an geschickten Lehrern meiner Papageyen. Was aber das Regieren der Unterthanen meines Reichs betrifft, so habe ich zwar nichts dagegen, wenn die Herren Doktoren und Dokten sie regieren wollen; nur mögen sie es auf ihre eigne Kosten thun; denn allmählig beginne ich zu bemerken, daß mein Sohn Mia-Tóu so viel Verstand hat als sein Vater; und einzusehen beginnt: meine Unterthanen befänden sich gerade deswegen am besten, weil, dank sey es meinem Bauche und meinen guten Verdauungs-Werkzeugen! bey uns so wenig regiert wird.

Ob ich Recht oder Unrecht habe? mögen die Götter entscheiden. Uebrigens magst Du die nächsten Depèschen des Prinzen noch abwarten; denn ich bin bereits halb und halb entschlossen, ihn zurück zu rufen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gast-Schilde.

35.

Bey dem nächsten Referate meldete der Vezier dem Schach allerunterthänigst: es sey von dem Prinzen eine neue Depèsche, aber lustigen Innhalts angekommen, so daß deren Verdauung Sr. Majestät geistigen Magen nicht beschweren werde.

Desto besser, erwiederte der Sultan, denn ich habe gerade heute mit großem Appetit gespeißt und mit meiner körperlichen Verdauung genug zu thun.

Der Vezier begann also: „Ich kann nicht „umhin, meinen Königlichen Herrn und Vater „auf gewisse Gebräuche der Einwohner von „Kako-kambo aufmerksam zu machen, die wahr-„scheinlich in Cochinchina auffallend erscheinen „werden.“

„Es ist nämlich dort keineswegs gebräuch-„lich, daß man die Sorge für Reisende, als „Pflicht der Regierung, betrachtet, wie dieß

„bey unsern Pagoden und Karawanſereys der „Fall iſt.

„Vielmehr werden im Reiche von Kako-kambo „gewiſſe Leute dazu privilegirt, die Reiſenden „(die freilich ihnen dahin gegeben ſind, weil „ſie, zumahl in dieſen kalten Klimaten, nicht „unter freyen Himmel wohnen können) nach „Luſt und Belieben zu taxiren. Gegen dieſe „Taxen giebt es durchaus kein Hülfsmittel; „der Reiſende muß ſich ihnen unterwerfen.

„Das luſtigſte aber ſind die Wahrzeichen „deren ſich dieſe privilegirte Wirthe bedienen. „Ich logire zum Beyſpiel bey dem Wirthe zum „klyſtirten Elephanten, als dem vornehmſten „Gaſthofe der Stadt. Alle andre Wahrzeichen „ſind keineswegs aus der Natur, ſondern, wie „es ſcheint, abſichtlich aus Unnatur gewählt, „ſo giebt es z. B. Wahrzeichen zum grünen „Eſel, goldenen Affen, ſilbernen Bären, rothen „Hahnen, wie man ſie doch im ganzen Reiche „von Kako-kambo nicht findet!“

Wer weiß — unterbrach hier Schach-Baham den Vezier — ob dieſe Bilder nicht bloße Sinn-Bilder ſind; und darunter tiefe Gelehrſamkeit verborgen iſt. Ein grüner Eſel! Ein klyſtirter

Elephant! Dahinter müssen große Geheimnisse stecken! Du wirst also wohl thun, unsere Mandarinen, Talopoinen und so weiter zu versammlen und ihnen aufgeben, bey Vermeidung harter Strafe und unsrer Kaiserlichen Ungnade, diese Sinnbilder auszulegen und zu deuten.

Der Vezier wollte nun sich entfernen. Halt! — rief ihm Schach-Baham nach — Bey der Menge und Wichtigkeit meiner Geschäfte habe ich vergessen, Dir meine Meinung über die Gesetzbücher mitzutheilen. Du wirst dem Prinzen melden, daß er sie sogleich abgehen lasse; und wirst an der Gränze 2000 Kameele zu deren Empfang bereit halten. Bey Ankunft wirst Du dafür sorgen, daß ihre Last, zu den übrigen Rollen Pergament gelegt werde und alle Monate nachsehen lassen: ob sie verfaulen?

Der Vezier bückte sich und gieng.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Finanz-Wörterbuch von Kako-kambo.

36.

Die nächste Depesche des Prinzen Mia-Tóu war für den Vezier so interessant, daß er damit hastig zum Schach eilte.

Schach-Baham, der so eben, wie dieß freylich oft der Fall war, sich langweilte, war die Ankunft des Veziers sehr willkommen.

„Da ich — so schrieb der Prinz — bey „meinen Reisen in dem Reiche von Kako-kambo „gar keine Gold- und nur wenig Silber-Berg„werke vorfand, und doch allgemein in den „Residenzen der Schachs und bey den bärti„gen Männern viel Gold und Silber be„merkte; so war ich sehr begierig, zu erfah„ren: wie sie denn diese Schätze sich zu ver„schaffen wüßten? Mein gefälliger Gastwirth, „den ich bewogen hatte, mich auf einigen Rei„sen in den Reichen von Kako-kambo zu beglei„ten, klärte mich auch hierüber auf.

„Er machte mich auf das Elend der Be„wohner der Provinzen dieser Reiche aufmerk-

„sam, in den sich oft unter einer Million Ein-
„wohner nicht so viel Beutel als in den Ge-
„mächern Eines der bärtigen Männer und zu-
„mal der erhabenen befinde; und bemerkte
„mir: das die Hauptkunst des Viel-Regie-
„rens darinn bestehe: alle edle Metalle in
„die Regierungs-Kästen zu bringen. Zu dem
„Ende hätten denn die Schachs der Finanz-
„Kästen ein weitläuftiges Lexikon, oder Wör-
„terbuch erfunden, wovon jedes Wort mit
„Gold bezahlt werden müsse; daher denn auch
„die Sprache der Finanz-Kästen die reichste
„aller Sprachen sey; selbst die arabische nicht
„ausgenommen.

„Dieses Wörterbuch mußten nun alle
„Einwohner der Reiche von Ka-ko-kambo
„einstudiren und zwar gutwillig, oder mittelst
„einer Art von Kako-kambischen Bastonnade.

„Um hingegen die Einnehmer dieser Wör-
„ter-Bezahlung zum Eifer aufzumuntern, sey
„ihnen erlaubt, nicht allein einen Theil dieser
„Wörter-Einnahme für sich zu behalten; son-
„dern auch mittelst eines voluminösen Anhangs
„zu diesem Wörterbuche, unter dem lateinischen
„Titel: Sportulae, der wieder ein paar tausend
„Unter-Abtheilungstitel hat, eine eigne Ab-
„gabe zu erheben.“ — —

Hier unterbrach der gutmüthige Schach-Baham den Vezier, den Kopf schüttelnd. Höre, Maßoud, sprach er; ich denke, ich denke, daß doch wohl am Ende die Einwohner meines Reichs sich bey dem Wenig-Regieren besser befinden dürften, als die von Kako-kambo bey ihrer Viel-Regierung und daß es wohl am klügsten seyn möchte, meinen Sohn zurückzurufen.

(Die Fortsetzung einst.)

VII.

Das Gespenst.

Das Gespenst
(wahre Anekdote.)

1.

Vor ohngefähr 12 Jahren kam ein junger Kaufmann, Eduard M. —. aus F. —. auf einer Geschäftsreise nach der etwa 16 Stunden davon entfernten Stadt W. und trat im Gasthofe zur Schwane ab.

Er wurde in ein Zimmer logirt, das die herrliche Aussicht auf den mit Schiffen bedeckten Strom hatte.

Er bemerkte bald, daß ein alter Offizier sein Nachbar war, den er öfters aus und eingehen sah und der ihm im Begegnen auf der Treppe den freundlichen Gruß freundlich erwiederte; zur Wirthstafel erschien er nicht.

2.

Interessanter war ihm ein goldlockiges weibliches Köpfchen, das bisweilen aus dem näch-

sten Fenster sich sehen ließ, aber sich schüchtern zurückzog, sobald es bemerkt zu seyn glaubte.

Vom Kellner erfuhr Eduard: sein Nachbar sey der pensionirte Hauptmann von S. —. und das goldlockige Köpfchen, seine 18jährige Tochter.

3.

Eduard von seinen Geschäftsgängen ermüdet, legte sich einst an einem schönen Sommer-Abende zeitig zu Bette. Gegen Mitternacht erwachte er von dem Geräusche des Oeffnens der unverschlossenen Thüre seines Zimmers.

Erschrocken richtete er sich halb im Bette auf und griff nach den auf seinem Nacht-Tischchen liegenden Pistolen; da gewahrte er im Mondscheine eine schlanke, weiße, weibliche Gestalt, welche auf den Zehen durch das Zimmer schlich, das Fenster öffnete, die Arme in die Luft breitete, laut schluchzend den Namen Eduard! ausrief und nach wenigen Minuten, das Fenster wieder verschließend, eben so leise durch das Zimmer schlich, die Thüre öffnete und verschwand.

4.

Man denke sich Eduards Erstaunen. So aufgeklärt er war, wurde er doch in dem Un-

glauben an Geister-Erscheinungen wankend. Er verließ das Lager und brachte den Rest der Nacht sehr unruhig zu.

Aus Schaam wagte er es nicht, dieses Abentheuers gegen irgend jemand zu gedenken. Zwey folgende Nächte giengen ruhig vorüber.

In der dritten Nacht wurde Eduard durch das nämliche Geräusch der Oeffnung der Thüre erweckt; die weiße Gestalt trat abermals leise herein; doch, statt sich wie das erstemal dem Fenster zu nähern, schlich sie sich an dessen Bett, rang die Arme und rief, wie das vorigemal, nach einem tiefen Seufzer: Eduard! Eduard!

Eduard, der nun auf diese Erscheinung mehr gefaßt war, streckte seine Arme aus, um die Gestalt zu umschlingen; doch bey dieser Bewegung stieß diese einen Schrey des Entsetzens aus und flog zu der Thüre, eh' sich Eduard nur besinnen konnte.

5.

Nun wurde der Vorfall unserm Reisenden bedenklich. Er zog am andern Morgen den Gastwirth, einen bejahrten, besonnenen Mann bey Seite und vertraute ihm sein Abentheuer.

Dieser schüttelte den Kopf, bat Eduard um Verschwiegenheit und versprach, alles mögliche zu Aufklärung dieses Ereignisses anzuwenden.

Die nächste Nacht gieng ruhig vorüber; am andern Morgen erschien der Gastwirth auf Eduards Zimmer und eröffnete ihm: Es habe der von ihm aufgestellte Beobachter bemerkt, daß die weiße Gestalt ohngefähr um die nämliche Stunde wie bisher aus dem Nebenzimmer des Hauptmanns gekommen sey, und die vorige Nacht ein Fenster auf dem Vorsaale geöffnet, die nämliche Töne ausgestoßen und dann sich wieder in jenes Zimmer zurückgezogen habe. Der Geist könne also wohl niemand anders seyn, als die Tochter des pensionirten Hauptmanns, seines Nachbars; und wahrscheinlich sey diese Mondsüchtig.

6.

Ein Theil des Räthsels war nun freilich gelößt; aber keineswegs das ganze. Denn daß das Fräulein Eduards Namen rief und in sein Zimmer schlich, blieb noch immer unerklärt. Sie hatte ja ihren Nachbar noch gar nicht, so wie er, nur ihren Kopf mit abgewandtem Gesichte im Fenster gesehen.

Der Gastwirth wußte hierüber keine weitere Auskunft zu geben; er erzählte nur, daß die Tochter des Hauptmanns seit ihrer Ankunft das Zimmer nicht verlassen habe, daß die Mägde vom Hause sie öfters in Thränen angetroffen, und daß das gute Kind von einem tiefen Kummer niedergebeugt scheine.

7.

Alles dieß machte Eduards Interesse rege. Er beschloß, die nächste Nacht bis zu der gewöhnlichen Stunde außer Bett zu bleiben und die Erscheinung zu erwarten.

Die Gestalt zeigte sich, wie stets, an der Thüre; als sie aber das Licht gewahrte, das Eduard absichtlich hatte brennen lassen, floh sie augenblicklich zurück. Eduard folgte ihr auf den Gang und sah, wie sie in die zweyte nächste Thüre entschlüpfte.

Nun war des Gastwirths Aussage bestätigt. Allein Eduard hatte nun beym Scheine des Lichts das Gespenst näher erblickt. Es war eine schlanke, edle, weibliche Gestalt; blaß, aber von den reizendsten Zügen. Alles trug bey, ihn für dieses Wesen zu interessiren.

Doch, redlich und rechtlich wie er war, entschloß er sich, am andern Morgen dem Vater des schönen Geistes das Abentheuer selbst zu entdecken.

8.

Eduard ließ sich bey dem alten ehrwürdigen Krieger melden und ward freundlich aufgenommen.

Eduard erzählte ihm nun, was wir wissen; damit, wie er hinzufügte, der Herr Hauptmann Maaßregeln ergreifen könne, jeden Schritt zu verhüten, der schuldloser Weise den Ruf seiner Tochter zu gefährden vermöchte.

Der biedre Greiß drückte ihm die Hand.

Mein lieber Nachbar! sprach er, Sie sind ein braver, edler Jüngling und ich danke Ihnen herzlich. Allerdings werde ich dafür sorgen, daß meine arme Klara sie nicht weiter beunruhigt; aber Sie müssen nun auch die volle Aufklärung dieses Ereignisses hören.

Klara ist mein einziges Kind, die Frucht einer glücklichen Ehe; Klaras Erscheinung im Leben endete das Leben meiner geliebten Gattin; Klara war die einzige Freude des meini-

gen. Gleich ihrer Mutter mit einem gefühlvollem Herzen und reger Phantasie geboren, suchte ich sie beym Erwachen der Leidenschaften gegen schädliche Eindrücke sorglich zu bewahren. Doch vor zwey Jahren bekam ich zu P. —. wo ich seit meinem Abschiede vom Kriegsdienste wohne, einen jungen französischen Offizier ins Quartier. Seine angenehme Gestalt, noch mehr aber die Anmuth seiner Sitten, sein Rechts-Gefühl machte auf meine gute Klara einen leider! unverlöschbaren Eindruck. Sie sahen sich und liebten sich.

Der junge Mann war in jedem Betracht so liebenswürdig, daß, so wenig ich auch seiner Nation günstig bin, ich doch die Neigung meiner Klara nicht zu tadeln und den guten Kindern, die mit solcher Innigkeit an einander hiengen, meine Einwilligung nicht zu versagen vermochte.

Eduard — so hieß der Offizier — war der einzige Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Lyon und, gleich so vielen, zum Kriegsdienste gezwungen worden. Nach Endigung des Feldzugs hoffte er seinen Abschied zu erhalten und dann mit dem alten Vater in Gesellschaft zu treten, der die Wahl seines Sohnes vollkom-

men billigte. Mich alten Krüppel wollten denn die Kinder zu sich nehmen, warten und pflegen, und auch mir war das recht; denn wo meine Klara war, war auch für mich Heimath und Himmelreich. Da erscholl nun die Trompete — denn Eduard war Lieutenant bey den Karabiniers — und er saß auf und trennte sich von uns mit blutendem Herzen und Klara weinte und ich alter Esel weinte auch mit. — Wir sahen uns nicht wieder! —

Hier trocknete der Hauptmann ein paar Perlen, die über seinen grauen Bart rollten und die Engel des Himmels fiengen sie auf, als Belege zu seiner künftigen Rechnung!

Auch unsrem Eduard wurden die Augen feucht, er griff nach dem Sacktuch und der alte Hauptmann nach seiner Hand.

9.

Eduard, mein Sohn — fuhr der Greis stokkend fort — war ein braver Kerl. Bey einer Kavallerie-Attake blieb er; sein letztes Wort war: Klara! An mich konnte er freylich nicht mehr denken; das verzeihe ich dem guten Jungen gerne.

Lange hielt ich's meiner Klara verborgen. Endlich mußte sie es doch erfahren! — Sie wüthete nicht, sie weinte sogar anfangs nicht; still war sie, verschloßen, todt für die ganze Außenwelt. Sie war die Statue der Wehmuth. Allmählig lößte ihr Schmerz sich in Thränen auf.

Sie zu zerstreuen unternahm ich diese kleine Reise. Sie schläft immer im Zimmer neben mir, weil der Schmerz meiner Wunden mich oft erweckt und Hülfe fodert. Ich bemerkte also schon zu Hause, daß sie bey Nacht öfters aufstund; daß sie mit sich selbst sprach. Aber ich sah dem nach; als einer Folge ihres herben und gerechten Schmerzes.

Nun erscheints freylich anders! —

Klara hat Sie am Fenster gesehen, sie hat Aehnlichkeit zwischen Ihnen und unsrem Eduard bemerkt, auch hat sie vielleicht von einem Kellner, oder den Mägden zufällig Ihren Namen gehört. Mag seyn! Meine alten Augen sind trübe. Genug, ich denke, sie ist in dieser Reminiszenz, sich selbst unbewußt, in ihr Zimmer gerathen.

Gottlob! so unschuldig wie ein Lamm, und zu einem edlen jungen Mann. — Wenn sie

das gute Kind sprechen wollen, will ich sie rufen.

Eduard bezeichnete, wie sehr ihn dieß erfreuen würde.

Aber ums Himmelswillen — fuhr der Hauptmann fort — schweigen Sie ja von dem nächtlichen Abentheuer!

Eduard versprachs.

Klara! — rief der Hauptmann ins Nebenzimmer — komm nur heraus; Niemand ist da, als unser braver Nachbar.

Klara erschien an der Thüre mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen. Eduard von dem Liebreize dieser Trauergestalt ergriffen, stammelte einige höfliche Worte. Klara schlug die schönen großen blauen Augen auf und plötzlich sank sie zu Boden. Der Vater eilte ihr sogleich zu Hülfe ins Nebenzimmer und winkte Eduarden, sich zu entfernen.

10.

Eduard entfernte sich mit den sonderbarsten Gefühlen. Hatte Klara's Anmuth ihn entzückt, so konnte er wieder den Eindruck nicht begrei-

fen, den sein Anblick auf das holde Mädchen hervorgebracht hatte. Er durchwachte, von mannichfaltigen Ideen und Empfindungen hin und her gewoogt, die Nacht.

Am andern Morgen erschien der Hauptmann in seinem Zimmer und bot ihm einen guten Morgen.

Verzeihen Sie doch ja, setzte er hinzu, verzeihen sie dem armen kranken Mädchen den gestrigen Auftritt.

„In der That, erwiederte Eduard, es ist mir „sehr leid, daß mein Anblick auf das Fräulein „einen so widrigen Eindruck —“

Nichts weniger als das, versetzte der Hauptmann. Setzen wir uns und ich will Ihnen alles aufklären. Heißen Sie — fuhr er fort — heißen Sie nicht Eduard?

„Es ist mein Name.“

Nun; Klara hat ihn durch Zufall erfahren. Es war der Name ihres Bräutigams, und daher wohl, in jenem Halbbewußtseyn der Nachtwandlerin, der sonderbare Besuch; der sie mit Schaam und Reue erfüllt.

Gestern erblickt Klara Sie zum erstenmal. Schon von der Gleichheit des Namens er-

griffen, wähnt sie zwischen Ihnen und ihrem Geliebten Aehnlichkeit zu finden; die wohl größtentheils in ihrer exaltirten Fantasie beruht. Ich habe dem Mädchen nun alles aufgeklärt; sie ist ruhiger und sehnt sich, Sie selbst wegen ihrer Thorheit um Verzeihung zu bitten. Kommen Sie, lieber Nachbar! kommen Sie!

11.

Damit zog er Eduard fort in sein Zimmer. Klara saß hier in tiefem Nachdenken verloren. Beym Eintritt der beyden Männer stund sie auf, bewillkommte Eduard freundlich, bat ihn mit leiser zitternder Stimme und immer noch niedergeschlagenen Augen um Nachsicht für ein krankes Mädchen und verdankte sein edelmüthiges Benehmen. Eduard bezeichnete mit inniger Rührung seine Theilnahme. Der Vater begann ein gleichgültiges Gespräch und als Eduard sich verabschiedete, bat er ihn, gute Nachbarschaft zu halten und sie öfter zu besuchen.

„Ist das auch der Fräulein Wunsch?“ fiel Eduard rasch ein.

Er ist's! erwiederte Klara. Mein Vater schätzt sie und so abgeschieden auch meine Lebens-

weise ist, seine Freunde sind mir stets willkommen.

Eduard gieng mit tief verwundetem Herzen.

12.

Am andern Morgen erschien der gute Hauptmann wieder bey Eduard.

Bey meiner armen Seele! rief er ihm zu: Sie, nur Sie allein sind der wahre Doktor für meine arme Klara. Sie ist seit gestern viel heiterer und hat diese Nacht, die erste seit vielen Monaten, ruhig geschlafen. Kommen Sie, kommen Sie; und diesen Mittag bleiben Sie bey uns.

Eduard wünschte nicht mehr. Er kam nun täglich; er unterhielt Klara anfangs von den Erinnerungen an ihre erste Liebe; er schilderte dann das Glück treuer Liebe mit so glühenden Farben! Er bekannte endlich seine eigne Gefühle. Das Bekänntniß wurde mit Schweigen und Thränen erwiedert.

Allmählig trockneten diese Thränen. Er ward geliebt; man bekannte es ihm und er trat unter dem Beding an des ersten Eduard Stelle: daß sie sein Andenken treu im Busen und sein Bild am Busen bewahren dürfe. Freudig bewilligte ihr das Eduard.

13.

Nun entdeckte man sich dem Vater.

Kinder! erwiederte dieser und schloß sie Beyde in seine Arme; ich habe das schon lange bemerkt. Eduard, mein Sohn, Dir verdank' ich meinen wieder aufblühenden Liebling. Da nimm das Gespenst hin, aber mit ihr zugleich den alten Invaliden, dem seine Wunden nur eine spärliche Pension und nicht einmal ein Kreuzchen eingetragen haben, weil er nur brav war, und nicht zu Ueberbringung irgend einer Bothschaft, oder Neuigkeit gebraucht wurde!

VIII.

Bukinghams Gespenst.

Bukinghams Gespenst.

1.

Lord Klarendon hatte im ersten Bande seiner Geschichte sehr geheimnißvoll von einer Begebenheit gesprochen, die sich kurz vor Georg Villiers Herzogs von Bukinghams Tod, des bekannten Günstlings König Karl des ersten, ereignete. Er hielt sie für wahr und der ernsten Geschichte werth. Doch gründete sich seine Kunde nur auf das Zeugniß einiger Freunde des Herzogs, den es dieser selbst vertraut hatte. Er erzählte also die nähere Umstände so unvollständig, daß seine Nachricht nur die Neugier der Leser aufregte.

Folgendes sind die Details dieses Abentheuers, wie man sie in den Papieren des Her-

zogs von Devonshire fand, von mehreren gleichzeitigen Herren unterzeichnet, die näher davon unterrichtet waren.

2.

Der Herzog von Bukingham bediente sich auf dem hohem Gipfel der Macht und des Ruhms zu den sich der Ehrgeiz eines Unterthanen nur erheben kann, seines Glücks nicht immer mit Mäßigung. Er vermied nicht die gewöhnliche Klippe der Lieblinge, den Haß des Volks und den Neid der Großen. Sein tragisches Ende weckte weder Staunen noch Theilnahme. Es war voraus gesehen und ersehnt. Ohne seinen blinden Dünkel wäre indeß sein Leben sicher gewesen.

Ein Edelmann, William Parker, ein alter Hausfreund, der sich aber aufs Land zurückgezogen hatte, und dort sein Alter, fern vom Hofe und von Geschäften zubrachte, sah einst, da er allein in seinem Zimmer war, gesund an Leib und Seele, und am hellen Tage, gegen sich über, die Gestalt des alten, längst verstorbenen Vaters des Herzogs, Sir Georges Villiers.

3.

Anfangs hielt er diese Erscheinung für eine Täuschung der Sinne. Er stand auf und hörte nun die Stimme seines alten Freundes, der ihn bat, zu verweilen.

„M. Parker — sagte er zu ihm — Sie er- „erkennen mich; Sie liebten mich einst, Sie „lieben meinen Sohn George. Um Gotteswil- „len retten Sie diesen armen Wahnsinnigen, „der freiwillig sich ins Verderben stürzt! gehen „Sie zu ihm! Sagen Sie ihm in meinem Na- „men, daß, wenn er nicht den Rath gewisser „Freunde befolgt, wenn er nicht gewisse Punkte „in seinem Betragen und in seinem Plane än- „dert, so erwartet ihn eine furchtbare und „rasche Strafe!"

M. Parker erholte sich von seinem ersten Erstaunen; er wagte es nicht, diesen Auftrag ganz abzulehnen, aber er machte alle mögliche vernünftige Einwendungen; das Gespenst widerlegte sie, drang auf sein Wort, erhielt es und verschwand.

4.

Parker war nun allein und dachte der schweren Unternehmung reifer nach. Sein Alter,

des Herzogs Karakter, die Sonderbarkeit des Auftrags, ließen erwarten, ihn mit Verachtung verwerfen zu sehen. Der erste Eindruck der Erscheinung erbleichte allmählich; er begann wieder zu glauben, seine Sinne hätten ihn getäuscht. So verfloß einige Zeit in Ungewißheit.

Aber der ungedultige Geist erschien wieder und verband nun Drohungen mit Bitten. Furcht überwand Parkers Widerwillen. Er zog vorher einige rechtliche Freunde zu Rath, die ihn bestimmten, die Sache zu verfolgen, einzig weil sie dem Herzog nützlich seyn könne. Des guten Parkers Warnung wurde zwar nicht als Beleidigung, aber als eine Thorheit aufgenommen, die man seinem Alter nachsähe. Er kehrte vom Hofe zurück, sehr empfindlich über des Herzogs Spöttereyen. Kaum trat er in sein Zimmer, so erschien das Gespenst von neuem; aber mit zürnendem Blicke.

Es beklagte anfangs die Verstockung seines Sohnes. Es zog dann einen Dolch aus seinem Gewand.

„Geht, sprach es zu Parker, geht und sagt „dem Undankbaren, Ihr habt das Werkzeug „seines Todes gesehen, und damit er Euch

„nicht von neuem des Wahnsinns anklagt, so „entdeckt ihm, was ich Euch sagen werde und „was niemand als Er weiß!“

5.

Der Geist entdeckte ihm darauf eines der verborgensten Geheimnisse des Herzogs. Mit dieser Urkunde seiner Sendung ausgerüstet, kehrte Parker muthiger nach Hof zurück und erklärte sich mit Festigkeit.

Der Herzog erstaunte zwar über seine Kenntniß jenes Geheimnisses; doch nach einigem Nachdenken, nahm er seinen scherzenden Ton wieder an und rieth seinem Propheten, sich an einen fähigen Arzt zu Heilung seines Gehirns zu wenden.

Die Umstände der letzten Erscheinung hatten Parkern überzeugt, daß dieses Abentheuer für den Herzog nur unglücklich enden könne. Er entschloß sich also zu London zu bleiben, den Lauf der Begebenheiten zu beobachten und wo möglich seinem Gebieter, auch gegen dessen Willen, nützlich zu seyn.

So verstrichen einige Wochen und so oft ihn der Herzog sah, nekte er ihn über seine Vision. Er antwortete nur durch feurige Wünsche für dessen Wohl.

Vor dem Ende des Monats wurde der Herzog von Felton ermordet! (23. August 1628.)

IX.

M a r i a.

Maria.

Novelle nach dem Englischen.

1.

In einer der östlichen Brittischen Grafschaften lebte M. Spencer, ein reicher Mann, der in der Blüthe seiner Jahre mit einer Tochter im kindlichen Alter, Wittwer geworden war.

Dieses Kind war sein einziger Trost. In ihrer Anmuth, in ihren Reizen, fand er die schöne angebetete Gattin wieder. Er widmete sich also ganz ihrer Bildung; hielt ihr die vorzüglichsten Lehrer und übernahm oft selbst gerne diese Stelle, zu der ihm sein edles Herz und seine Talente vorzüglichen Beruf gaben. Bey solchen Vortheilen wurde die junge Maria bald ein Muster von Lieblichkeit und der Stolz ihres Vaters. Sein einziger Zweck, sein einziger Gedanke, sein einziges Glück war nur: ihr einen würdigen Gatten zu wählen. Nicht Rang, nicht

Reichthum hefteten ihn. Er wußte durch lange und richtige Erfahrung, daß man in der Ehe das Glück nur von dem Einklang der Neigungen und Tugenden erwarten muß. Einen sittlich guten Gatten suchte er; die Wüstlinge haßte er tödlich.

2.

Maria verdankte der Natur eine je nachdem glückliche, oder traurige Gabe: ein zartes, leicht bewegbares Herz. Das unerfahrne Mädchen sah die Welt nicht mit den Augen ihres Vaters; vom liebenswürdigen Aeußern schloß sie auf die Eigenschaften des Gemüths.

Ein junger Offizier, von artiger Figur und einnehmenden Umgang, kam in ihren Wohnort in Winterquartier. Unter einem verführerischen Aeußern, verbarg er die verdorbenen Grundsätze des Wüstlings. Ein Zufall verschafte ihm Maria's Bekanntschaft, eh ihr Vater sie vor dieser Gefahr schützen konnte und der Eindruck, den der Verräther auf sie gemacht hatte, war schon zu tief, als M. Spencer diese Liebschaft entdeckte. Vergebens bot er alle seine väterliche Zärtlichkeit und sein Ansehen dagegen auf. Doch versagte er beharrlich seine Einwilligung zu dieser Verbindung. Den Liebenden blieb also nichts, als die Flucht zu Erreichung ihres Zwecks.

3.

Lange hatte der Verführer mit den Sitten und den Grundsätzen zu kämpfen, die Maria's Erziehung in ihr Herz gepflanzt hatte. Endlich wich sie seinen Ueberredungen; aber bald bemerkte sie den unglücklichen Tausch der Kosungen eines zärtlichen Vaters, gegen die ungestümme, faunische Leidenschaft eines leichtsinnigen Wüstlings.

Ihr Vater war zu schwer beleidigt; sie durfte nicht hoffen, ihn zu bewegen. Dieser Schritt hatte seine liebste Hoffnungen zertrümmert; sein Herz war unheilbar verwundet.

4.

Nach einer langen Reihe von Jammer und Elend in Gesellschaft eines Gatten, der sie verachtete, verlor sie ihn endlich in einer entfernten Garnison und kehrte drey Jahre nach ihrer Heirath im tiefsten Elende, mit einem zweyjährigen Sohne nach England zurück.

Glücklicherweise fand sie hier Zuflucht bey einer würdigen Dame, einst der vertrauten Freundin ihrer Mutter. Hier empfing sie die zarteste, aufmerksamste Pflege und ihre großmü-

thige Wohlthäterin unternahm es sogar, sie mit ihrem Vater auszusöhnen.

Sie war verständig und fühlte wohl, daß ein unmittelbarer Versuch, eben so wohl den Zorn, als die Liebe des Vaters hätte aufregen können; daß man also die Gelegenheit erlauren müße. Sie zeigte sich bald. M. Spencer hatte den Umgang mit dieser Dame stets unterhalten. Er kam einst zum Besuch. Marias Sohn, ein höchst liebenswürdiger Knabe, erschien und spielte sorglos mitten in der Gesellschaft. M. Spencer liebte die Kinder; die Artigkeit des Knaben fesselte seine Theilnahme. Er fragte die Dame, wem er zugehöre? — „Einer meiner Freundinnen," erwiederte sie obenhin und drehte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Indeß heftete das Kind Spencers Aufmerksamkeit immer mehr und mehr. Er rief es, nahm es auf seinen Schoos, lockte es durch seine Kosungen zur Traulichkeit, der Junge schien Gefallen daran zu finden und gewann so, unerkannt, das Herz seines Grosvaters.

5.

Die Hausfrau hatte die Fortschritte seiner Zärtlichkeit aufmerksam beobachtet. Sie stand

auf, sie nahm den Knaben auf ihre Arme, sie drückte ihn mit Innigkeit an die Brust und rief: „Liebes Kind! der Himmel erbarme sich Deiner, „denn Du hast eine unglückliche Laufbahn vor „Dir! — Dieser arme Kleine — sie wendete sich zu M. Spencer, — „hat schon seinen Va„ter verloren; seine Mutter, ein höchst inter„essantes Wesen, schmachtet in Dürftigkeit.“

M. Spencer war sehr bewegt. Er entriß der Dame den Knaben; mit nassen Augen umarmte er ihn.

Ja, rief er, der Himmel beschütze Dich! Aber bist Du verlassen und Freundlos, so werde ich Dein Freund seyn. — Verzeihen Sie mir, Madame! — ist wohl der Wunsch nicht unbescheiden, näher von der Lage der Mutter unterrichtet zu werden?

„Sie ist hier, Sir! hören Sie es von ihr „selbst.“

6.

Sie klingelt. Maria im Wittwen-Schleyer stürzt herein, stürzt zu den Füßen ihres Vaters; Thränen und Schluchzen ersticken ihre Stimme. „Verzeihung, Sir, Verzeihung!“ ist alles, was sie hervorbringen kann.

Er blieb einige Zeit bewegслos, betrachtete wechselnd die Tochter und das Kind; endlich dringen Thränen hervor. Er hebt Maria auf; er schließt sie in seine Arme.

Ja, armes Kind! ich verzeihe Dir von ganzem Herzen! vergessen sey die Vergangenheit. Dein Sohn hat ihr Andenken vertilgt, erlöscht die Erinnerung meines Schmerzens. — Er hat mir meine ganze Liebe wieder gegeben!

Dieser unerwartete Wechsel ergriff die arme Maria zu heftig; ohnmächtig sank sie in die Arme ihres Vaters. Erweckt, begann eine Scene der Liebe, des Danks, der Freude, der Wonne, — über die der fähigste Maler den Vorhang fallen lassen muß.

X.

Don Karlos,

Infant von Spanien.

Don Karlos,

Infant von Spanien.

1.

Schillers Meisterstück, Don Karlos, hat das Interesse der gebildeten Welt an dem Schicksale dieses unglücklichem Fürsten, von neuem aufgeregt. Dagegen hat bekanntlich Llorent neuerlich in seiner Geschichte der Spanischen Inquisition, Don Karlos und seinen Charakter in einem sehr widrigen Lichte dargestellt. Wie dem auch sey, so scheint der nachstehende Auszug eines, wohl sehr seltenen, kleinen italienischen Buchs, das unter dem Titel: Relazione tragica si ma veridica di Don Carlos etc. im J. 1680. zu Cölln erschienen ist, Interesse zu besitzen.

Der Verfasser behauptet in der Vorrede, sie aus allen gleichzeitigen spanischen, französischen, italienischen und flammändischen Schriftstellern und mehrern handschriftlichen Notizen, unter andern aus einem Manuscript eines

Signor di Peirese zusammengetragen zu haben. Auch nennt er im Lauf der Geschichte, einzeln seine Quellen und Gewährs-Männer.

Diese Relazion, wahr, oder erdichtet, enthält indeß so manche Details über den edlen Markis Posa, über die Liebe und Intriken der Prinzessin Eboli und über Karlos Leidenschaft für seine Mutter, daß man versucht wird, zu glauben: hätte Schiller sie gekannt, er würde bey seiner Bearbeitung dieses Süjets, davon Gebrauch gemacht haben. —

2.

„Als Karl der V. die Regierung niederlegte und in die Einsamkeit sich zurückzog, besorgte er, seinen Sohn Philipp dem Glücke Heinrichs II. ausgesetzt zu sehen und schloß mit ihm einen 5jährigen Waffenstillstand. Während der Friedens-Unterhandlungen wurde vorgeschlagen, Philipps II. einzigen Sohn, Don Karlos, mit Madam Elisabeth, der ersten Tochter des Königs von Frankreich, zu vermählen. Die Prinzessin war noch jung, aber für ihr Alter sehr vollkommen. Die Verbindung war beyden Theilen angenehm. Elisabeth interessirte sich vom ersten Augenblick an, für den ihr bestimmten Gemahl. Ihr jugendliches Herz ergriff gerne

einen Gegenstand, an den es sich anschmiegen konnte; diese schuldlose Neigung wurde ihr allmählig sehr lieb. Auch der Infant war mit seinem Schicksale zufrieden. Alles, was er von Elisabeth hörte, bot ihm ein reizendes Ideal; willig gab er sein Herz der Liebe hin. Er empfieng ihr Porträt und dieß vollendete ihren Sieg. Man versicherte ihn, es sey sehr ähnlich und Don Karlos glaubte es so gerne — denn er wünschte es. Verloren in der Betrachtung dieses schönen Bilds, sann er auf Mittel, sie von seinen Gefühlen zu unterrichten. Er schämte sich seines Glücks und wünschte sich Zeit, das Herz der Prinzessin zu erobern, eh' sie es ihm hingeben müsse. Doch, das war unmöglich! Er begränzte seinen Wunsch also darauf, mindstens ihr seine Empfindungen bekannt zu wissen.

3.

Der Bruch des Waffenstillstandes wandelte die Scene; doch der Traktat von Cambray wurde endlich geschlossen. Groß war des Don Karlos Schmerz über den Bruch des Waffenstillstands, groß seine Freude über den Friedensschluß. Und er vernichtete sein ganzes Glück! Während den Friedens-Unterhandlungen starb Philipps zweyte Gemahlin, Maria, Königin von England. Er

wünschte sich wieder zu vermählen und ließ also für sich um die Braut seines Sohnes werben. Freylich hätte man sie lieber dem Kronprinzen gegeben, der mit ihr von gleichem Alter war, als einem Könige, der ihr Vater seyn und von dem sie nur nachgeborne Söhne erhalten konnte. Aber doch konnte man sie ihm nicht mit Anstand weigern.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Don Karlos. Kaum konnte er seinen Schmerz verbergen; seine gepreßte Lage lähmte jede Unternehmung; seine Verzweiflung gieng also in stille Schwermuth über. Daher seine einsame, abgeschiedene Lebensweise, die ihm den Haß seines Vaters zuzog. Er errieth die wahren Gründe nicht; er beurtheilte seinen Sohn nach sich und sah in seinem verschlossenen Harm nur die Ungeduld: zu herrschen.

Noch liebte zwar Elisabeth den Don Karlos nicht; aber ihr Herz war der keimenden Liebe offen; sie fürchtete, ihn zu lieben und dieß machte sie ängstlich und mißtrauisch gegen sich selbst. Vorhin sehnte sie, zu wissen, welchen Eindruck ihr Bild auf Don Karlos gemacht habe; sie wünschte, sein Herz möchte noch mehr als das ihrige verwundet seyn; aber seit der Nachricht von dem Wandel ihres Schicksals, zitterte sie, geliebt zu werden. Der Kampf ihres In-

nern bewog sie, ihre Abreise an den spanischen Hof, so lang als möglich zu verzögern. Schon im Monat Junii hatte der Herzog v. Alba sich im Namen seines Königs mit ihr vermählt und doch verließ sie Paris erst Ende des Novembers. Auch unterwegs verweilte sie, wo sie konnte und kam erst am Ende des Jahrs in Gaskogne an.

Am Fuße der Pyrenäen erwartete sie ein neuer Aufenthalt. Eine Gränzstreitigkeit mit dem Könige von Navarra, in der König Philipp am Ende, aus Ungeduld seine schöne Braut zu umarmen, zum Nachtheil seiner Krone, wich, verspätete von neuem ihre Abreise nach Madrit.

4.

Endlich brach sie auf und Don Karlos reiste ihr entgegen; begleitet unter andern von dem Prinzen von Parma und dem Fürsten von Eboli, seinem Ayo, oder Oberhofmeister, dem Lieblinge des Königs.

Die Nachricht von der Annäherung des Kronprinzen stürzte die Königin in eine solche Unruhe und Gemüths-Bewegung, daß sie ohnmächtig in die Arme ihrer Hofdamen sank und nicht eher zu sich kam, bis er vor ihr stand.

Nach den ersten Höflichkeits-Bezeugungen, betrachtete sich dieses unglückliche Paar eine Zeit-

lang schweigend. Der Rest der Gesellschaft schwieg aus Ehrfurcht und lange herrschte eine wunderbare Stille.

Don Karlos war nicht regelmäßig schön; aber seine Gesichtsfarbe war blühend, sein Kopf edel, seine Augen voll Feuer und Geist. — Die Schönheit der Königin setzte ihn beym ersten Anblick in Staunen; die Idee an seinen Verlust wandelte Bewunderung in Schmerz; er ahnete seine künftige Leiden und betrachtete sie mit geheimer Furcht. Der Herzog von Infantado glaubte, die Königin erwarte aus Höflichkeit, daß Don Karlos sich beurlauben werde und so auch Don Karlos. Er machte ihr also bemerklich, daß es Zeit sey, abzureisen und zog dadurch beyde aus einer ihnen unbekannten Verlegenheit. Der Kronprinz setzte sich zu ihr in den Wagen. Auf der Reise wendete er kein Auge von ihr und hatte volle Gelegenheit, sie zu betrachten und den Dolch tiefer in sein Herz zu drücken.

Elisabeth bemerkte es; sie konnte sich einer geheimen Freude über Don Karlos Leidenschaft nicht erwehren. Doch wagte sie es nicht, ihn anzublicken und er betrachtete sie nur zitternd. Zufällig begegneten sich ihre Blicke und der seinige verrieth ihr nur zu deutlich die Lage seines Innern.

In seinem Auge voll Gluth und Liebe, las sie die Größe und Stärke seiner Leidenschaft. Er mußte seinem gepreßten Herzen Luft machen. Die Unruhe der Königin entgieng ihm nicht und in seinem Entzücken darüber, vergaß er auf einen Augenblick das Glück seines Vaters und sein eignes Unglück. — Dieß gab ihm wieder Muth und Freyheit der Seele. Die Königin hingegen versank in tiefe Schwermuth, der sie der Anblick ihres Gemahls nicht zu entreissen vermochte.

5.

Bey ihrer Ankunft zu Madrit hob sie der König aus dem Wagen; unwillkührlich heftete sie ihn fest; gleich als wollte sie beobachten: ob er ihre Unruhe bemerke?

Der König, weit entfernt die wahre Ursache ihres verschlossenen Kummers zu errathen, fragte sie freundlich: Ob sie seine graue Haare betrachte?

Die Umstehenden zogen wohl mit Recht aus dieser Ereigniß schlimme Vorbedeutungen für diese ungleiche Verbindnng.

Der spanische Hof war auf die Schönheit der neuen Königin durch den Ruf vorbereitet; aber er fand ihn nun weit hinter der Wahr-

heit. Elisabeth war eine vollendete Schönheit; sie befand sich damals in der vollen Blüthe, im vollen Glanze der ersten Jugend. Sie war allgemein angebetet; jede öffentliche Erscheinung war für sie ein neuer Triumph und es wurde damals am spanischen Hofe zum Sprichwort: daß der Weiseste sie nicht ohne Gefahr betrachten dürfe.

Philipps düstrer Ernst, seine grämliche Vorsicht: jede Aeußerung seiner Gefühle, jede Liebkosung an die Schranken der Nacht zu ketten, sein gänzlicher Mangel an Zart-Gefühl, konnten das Herz eines solchen Weibs nicht beglücken.

Philipp liebte sie, trotz seines verschlossenen Karakters und seiner Ehrsucht, mit Leidenschaft. Der Besitz schien diese nur zu erhöhen.

Don Karlos war indeß in tödtlicher Unruhe, zu wissen: wie er im Herzen der Königin stehe? — Zwar glaubte er, so oft sie ihn betrachtete, in ihren Augen, eine geheime, sonst ungewöhnliche Schwermuth zu entdecken, aber er fürchtete, sich zu täuschen.

6.

Elisabeth war während der Hochzeit-Feyerlichkeiten so umgeben, daß er lange vergebens

sie allein zu sprechen suchte. — Endlich verschaffte ihm der Zufall dieses Glück, gerade da er es am wenigstens erwartete.

Der König war erst kurz vor der Königin in Spanien angelangt; er hatte also der Leiche Kaiser Karls des Vten noch nicht die letzte Ehre erwiesen. Sie befand sich einige Tag-Reisen von Madrit, in dem Hyronomiten-Kloster, wo Karl sein Leben beschloß. Gerne begleitete ihn die Königin auf der Reise, um eine Landschaft zu sehen, die man für die anmuthigste in Spanien hält. — Nach der Ankunft des Hofs in diesem reizenden Thale und nachdem die Exequien vorüber waren, bezeichnete der König den Wunsch, einen jungen, von seinem Vater vorzüglich geliebten Kloster-Geistlichen zu sehen und den Grund dieser Zuneigung zu wissen. Er erfuhr von ihm die bekannte Anekdote *) und nach einigen andern Gesprächen, trennte sich die Gesellschaft und die Königin, von der Reise ermüdet, blieb mit Don Karlos in dieser bezauberten Wildniß gleichsam allein;

*) Karl der V. weckte einst im Kloster die Religiosen. Ein Noviz, unmuthig darüber, fuhr ihn an: Ist es nicht genug, rief er aus, daß du die Ruhe der Welt stöhrtest, willst du auch deren Ruhe stöhren, die die Welt verlassen haben?

denn die sie umgebenden waren, ihrem Range nach, nicht in dem Fall, an der Unterredung Theil nehmen zu können. Karlos, entzückt über diesen glücklichen Zufall, schlug ihr vor, in dem Bosket der Melancholey auszuruhen, das sich hinter des Kaisers Zimmer befand.

Sie giengen dahin und Don Karlos, besorgt, unterbrochen zu werden, begann nun das Gespräch mit einer Freyheit des Gemüths, die ihn selbst in Erstaunen und beynah die Königin über ihre Ahnung von seinen Ansichten, in Zweifel setzte.

Er beschwor sie vor allem, sich nicht über das, was er ihr sagen würde, zu beunruhigen, sich der glücklichen Vorzeit zu erinnern, wo sie für einander bestimmt waren und den tiefen Eindruck zu erwägen, den eine so liebe Hoffnung auf sein Herz habe machen müssen. „Sie können leicht denken, fuhr er fort, daß ihr Anblick diesen Eindruck nicht geschwächt hat. Ach! Ich fühl es, er ist unvertilgbar.“

Die Königin konnte sich einer geheimen Freude über diese Leidenschaft nicht erwehren. Kein Sterblicher hatte noch es gewagt, ihr von Liebe zu sprechen. Aber Karlos schilderte den Zustand seines Gemüths mit so düstern Farben, daß ihr Herz tief bewegt wurde.

Sie bekannte ihm: die Achtung, die sie für ihn in dem Augenblick gefaßt habe, wo sie ihm zur Gattin bestimmt war, erlaube ihr nicht, seine Leiden anders, als mit dem schmerzhaftesten Gefühle zu betrachten; noch ihm die Linderung zu versagen, die nur mit ihrer Pflicht vereinbar sey.

Der Prinz betheuerte ihr: all' seine Wünsche begränzten sich in dem Glücke, sie zu sehen, sie zu sprechen. Doch die Königin fürchtete mehr zu sagen, als sie wollte; sie stand also auf, gieng dem Prinzen von Parma und Rui Gomez, die sich so eben nahten, entgegen und sagte nur noch: Prinz, wenn Sie weise sind, wenn Sie mich wirklich lieben, so werden Sie mich vielmehr fliehen, als aufsuchen.

7.

Don Karlos war froh, ihr seine Liebe erklärt zu haben und betrug sich von diesem Augenblick eben so unbefangen, als er vorhin verlegen gewesen war. Die Königin bemerkte dieß augenblicklich. Vernunft und Edelmuth gebothen ihr, die Leidenschaft des Prinzen geheim zu halten. — Nach der Rückkunft des Hofs, sprachen sie nun sich öfters. Don Karlos erzählte der Königin, die Regungen seines

Gemüths, als er zum erstenmal von ihr sprechen hörte. Sie hingegen theilte ihm die Geschichte ihrer Kindheit mit; nur suchte sie ihm ihre Gefühle, bey dem Schluß jener Verbindung, zu verbergen; aber der Zwang, mit dem sie sie verbarg, sprach dem Prinzen ihre geheime Empfindung richtig genug aus.

Doch das Glück, das ihnen dieser schuldlose Tausch ihrer Empfindungen gewährte, wurde bald gestöhrt.

Unter allen Damen des Hofs, bey welchen der Königin Reize Neid aufgeregt hatten, befand sich keine, die stärkere Beweggründe besaß, sie zu hassen, als die Prinzeßin Eboli. Sie war unstreitig die schönste und geistreichste Person am Hofe; dieß und die Gunst ihres Gemahls Rui Gomez, hob sie zum ersten Rang. Ehrgeitz und Vergnügen waren auch ihre Gottheiten. — Berauscht von ihren Reizen, ihren geistigen Vorzügen, hatte sie auf das Herz des Königs selbst, Entwürfe gemacht.

Aber er liebte die schöne Königin; sie unternahm also die Eroberung des Don Karlos. Bey ihm hoffte sie diese Hindernisse nicht anzutreffen.

Rui Gomez als Ajo (Oberhofmeister) des Prinzen, wohnte dicht an dessen Gemach. Die Prinzeßin Eboli, seine Gattin, hatte die Be-

quemlichkeit, ihn täglich zu sehen, ja auch oft Gelegenheit, ihn zu verbinden, indem sie ihn mit ihrem Gemahl aussöhnte, mit dem der Prinz täglich in Zwist gerieth.

8.

Don Karlos war edelmüthig; er sah, mit welcher Wärme sie sich für ihn verwendete; er zeigte ihr also Dankbarkeit und lebte mit ihr auf einem sehr freundlichen Fuße. Diese günstige Stimmung versprach der Prinzeßin einen glücklichen Fortgang ihres Entwurfs und bald fand sie Gelegenheit, den Prinzen zu ihrer Absicht zu leiten.

Seine Verehrung für die Königin hatte ihm eine Art von Verachtung für das ganze übrige Geschlecht eingeflößt. Don Karlos, nicht ganz frey von den Fehlern junger von Schmeichlern umgebener Fürsten, hatte einst, in Gesellschaft des Prinzen von Parma, einer Dame vom ersten Rang einen muthwilligen Streich gespielt und die Prinzeßin Eboli bewog ihren Gemahl, nicht davon mit dem Könige zu sprechen.

Abends befand sie sich mit Don Karlos allein in ihrem Kabinete. Sie warf ihm scherzend seine Gleichgültigkeit gegen die Damen vor und nach tausend Artigkeiten und Neckereyen

schloß sie endlich damit, daß ihre Freundschaft für ihn sehr stark seyn müsse, um ihm das zu verzeihen. Der Prinz errieth ihre Absichten nicht. Dankbarkeit hatte ihm Wohlwollen für sie eingeflößt; er erwiederte ihr also lächelnd: Sie habe mehr Ursache, als sie glaube, sich für ihn zu interessiren; denn seine Gleichgültigkeit für andre Damen rühre nur davon her, daß sie alle Empfindungen verschlungen habe, deren sein Herz fähig sey. Die Prinzeßin nahm dieß als eine Liebeserklärung auf und ihre Antwort öffnete Don Karlos die Augen über sein Glück. Anfangs war er Willens es zu benutzen. Schien ihm je eine Untreue verzeihlich, so war es diese. Die Prinzeßin war nicht schön, aber reizend, interessant. Doch siegte des Prinzen Liebe für die Königin. In diesem gefährlichen Augenblicke erschien ihm diese in der vollen Glorie ihrer sanften Anmuth und urplötzlich faßte er für die Prinzeßin Verachtung.

Er antwortete ihr höflich, verbindlich, ohne ihre zärtlichen Anträge zu erwiedern. Doch dieß täuschte die Prinzeßin nicht; einem liebenden Weibe heuchelt man Liebe vergebens und verachtete Liebe gebiehrt Wuth. Dieß war der Fall bey der Prinzeßin Eboli.

9.

Indeß erschien ein andrer Held auf dem Hof-Theater. Es war der berühmte Don Juan d'Austria, Karls des V. natürlicher Sohn, den der König damals aus den Händen eines spanischen Herrn zurücknahm, der ihn als seinen leiblichen Sohn erzogen hatte. Auch der Prinz hatte dafür sich gehalten; aber er besaß Ehrgeitz und Stolz, als ob ihm seine Herkunft bekannt gewesen wäre. Sein Pflegvater warf sich zu seinen Füßen, eh er ihn dem Könige vorstellte und Don Juan betrachtete ihn in dieser Stellung mit einer Ruhe, als ob er dieß längst erwartet hätte. Mit Erstaunen sah man den Sohn des unbekannten Don Luigi Quisziada in wenigen Minuten die Rolle des Kaiser-Sohns mit Anstand spielen. Don Juans ungestümmer Karakter gestattete ihm nicht, sein Herz gegen die Reize der Königin zu verwahren. Er sah sie und liebte sie: vielleicht schmeichelte diese Leidenschaft seiner Eitelkeit; vielleicht hoffte er, sie zu seinem Glück zu benutzen. Er war an sich verschlossen, es ward ihm also leicht, seine Liebe zu verbergen. Indeß beunruhigten seine häufigen Besuche den Infanten. Zwar wollte die Königin ihn überreden, sie sähe dieses Hinderniß ihres freyen Umgangs

gerne, um den Aeußerungen seiner Zärtlichkeit minder ausgesetzt zu seyn.

Doch Don Karlos faßte von diesem Augenblick gegen Don Juan heftige Abneigung. Er war unfähig, sich so ganz zu verbergen, daß Don Juan nicht bemerkt hätte, wie lästig ihm seine Gegenwart war. Scharf ist der Blick eines Nebenbuhlers; er errieth also den Grund bald und dieß spannte seine Neugierde: ob die Liebe des Infanten auch dem geliebten Gegenstande bekannt sey und von ihm erwiedert werde? Um sich hierüber aufzuklären, entschloß er sich, einer französischen Dame vom Gefolge der Königin, den Hof zu machen; die von ihr vorzüglich begünstigt zu seyn schien und reizend genug war, um dieser Maske Wahrscheinlichkeit zu leihen. Vergebens versuchte er, ihr das Geheimniß ihrer Gebieterin zu entlocken. Sie war damit unbekannt; denn die Königin, weit entfernt, es irgend jemand zu vertrauen, hätte es sich selbst verbergen mögen. Er nahm den Vorwand der Unterhaltung mit dieser Dame, um Don Karlos mit der Königin allein zu lassen und wurde nach und nach so gefällig, als er vorhin lästig gewesen war. Die Königin war so verschlossen und zurückgezogen, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, sie zu durchschauen. Er unternahm es also, das Vertrauen

des Infanten zu gewinnen; der offene, loyale, natürliche Sinn des Don Karlos versprach ihm da mehr Glück.

Nun änderte er plötzlich sein Betragen gegen ihn; an die Stelle verwandschaftlicher Traulichkeit trat höfliche Ehrerbietung. Er benutzte jede Veranlassung, die Vorzüge des Infanten herauszuheben, mit solcher Feinheit, daß der arglose Fürst, allmählig im Ernst an seine Freundschaft glaubte.

Don Karlos faßte jetzt großes Vertrauen zu ihm; doch ein Mann von Ehre dehnt dieses nie auf die Mittheilung begünstigter Liebe aus. Der Prinz vertraute also seinem Oheim alles, nur das nicht, was er wissen wollte.

10.

Don Juan verzweifelte nun, etwas zu entdecken. Er beschloß also, bey einem erfahrnerem Manne Rath zu suchen. Er war der schönste Fürst von Europa, hatte also augenblicklich der Prinzessin Eboli gefallen.

Don Juan war von einem der glücklichsten Karaktere, auf welche Schönheit nur in so ferne Eindruck macht, als sie Genuß gewährt. die Reize der Prinzessin Eboli versprachen

dessen viel; rührten also mindstens seine Sinne; wenn auch nicht, wie die der Königin, sein Herz.

Außerdem betrachtete er die Prinzessin als eine Person, deren Rath ihm an einem fremdem Hofe sehr nützlich seyn könne; an dem ihm alles neu war und fremd. Bald knüpfte sich zwischen ihnen ein trauliches Verhältniß an; desto angenehmer, da das Herz nicht so vielen Antheil daran hatte, um dessen Ruhe durch Eifersucht und andere leidenschaftliche Quälereyen zu stöhren.

11.

In diesem Verhältnisse entdeckte nun Don Juan der Prinzessin, was er von Don Karlos Liebschaft wußte; Sie empfieng diese Nachricht mit solchem Entzücken, daß sie Don Juans eignes Interesse dabey nicht gewahrte. Sie rieth ihm nur, ferner zu beobachten; denn, sey der Liebende auch noch so vorsichtig, so werde er sich irgend einmal verrathen. Der Prinz hielt ihre Theilnahme an dieser Nachricht für Wirkung ihre Neigung zu ihm und der gewöhnlichen weiblichen Neugierde.

Wahrscheinlich hätten zwey so bedächtige Personen bald das entdeckt, wornach sie streb-

ten, hätte nicht ein Zufall alle ihre Maaßregeln zerrüttet; nämlich Don Karlos Entfernung vom Hofe.

Um dieß zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

12.

Unter den Gerüchten die über des Kaisers Abdankung umliefen, war das sonderbarste: der stete Umgang desselben in Deutschland mit den Protestanten, habe ihn ihren Meinungen geneigt gemacht; und er sich in die Einsamkeit vergraben, um den Rest seiner Tage den diesem seinem geheimen Glauben angemessenen Andachts-Uebungen zu widmen.

Man sagte: er habe sich selbst die üble Behandlung der Protestantischen von ihm unterjochten Fürsten nicht verzeihen können. Ihre Tugenden hatten ihm allmählig Achtung für deren Glaubens-Meinungen eingeflößt. Diese Achtung beurkundete sich in der Wahl die er von Personen traf, die jenes Glaubens verdächtig waren; wie seinen Prediger den Erzbischoff von Toledo, Doktor Cacalla und vorzüglich Konstantin Ponzio Bischoff von Droße, seinen Beichtvater.

Man erfuhr: die Zelle in der er starb, war voll Aufsätze von seiner Hand über die Rechtfertigung, über die Gnade, im Sinne der evangelischen Lehren. Am stärksten sprach sich dieß in seinem Testamente aus. Keine fromme Vermächtnisse! solche Verschiedenheit von den letzten Willens-Verordnungen eifriger Katholiken, daß das spanische Inquisitions-Gericht glaubte, es tadeln zu müssen.

Doch wagte es keine Untersuchung vor Ankunft des Königs. Aber er bezeichnete diese mit der Hinrichtung aller Anhänger der neuen Lehre. Dieß ermuthete die Inquisition zunächst den Erzbischoff von Toledo, dann des Kaisers Prediger und endlich Constantino Ponzio anzugreifen. Der König ließ sie verhaften. Das Volk, dieß als glühenden Religions-Eifer betrachtend, schwieg; der Rest von Europa sah mit Abscheu den Beichtvater Karls des 5ten zum schändlichen Tode verurtheilt, ihn, in dessen Armen der Kaiser verschieden war. Wirklich verurtheilte die Inquisition, verwegen genug, das Testament und jene drey Männer zu den Flammen!

Dieß brachte den König zur Besinnung. Er hinderte durch geheime stille Mittel den Vollzug des Urtheils.

Anfangs betrachtete Don Karlos die Sache als Scherz; doch da er die Beharrlichkeit der Inquisition gewahrte, ward er heftig empört. Der Kaiser hatte von Don Karlos große Hoffnungen gefaßt. Als er sich nach Spanien zurückzog, rief er ihn zu sich. Er unterrichtete, er bildete ihn und sänftigte seine heftige Gemüthsart. — Don Karlos liebte seinen Groß-Vater; sein Andenken beflecken, hieß ihm am empfindlichsten Theile verwunden. Don Juan und der Prinz von Parma, beyde bey Karlos-Ruhm gleich interessirt, waren nicht minder entrüstet; sie tadelten des Königs Schwäche und begannen ihn zu verachten. Oeffentlich erklärten sie ihren Unwillen gegen die Inquisition und drohten, sie zu vernichten; das abergläubische Volk murrte. Der König, der sich keiner unehrerbietigen Antwort aussetzen wollte, gab Rui Gomez den Auftrag, mit den Prinzen zu sprechen.

Don Juan und der Prinz von Parma, ehrgeizig wie sie waren und ruhiger als Don Karlos, gaben nach. Dieser nicht. Indeß wurde der Doktor Cacalla nebst einem Bildniß des im Gefängniß verstorbenen Constantio Ponzio, verbrannt. Der König mußte diese Hinrichtung dulden, um das heilige Gericht zu vermögen, der Appellation des Erzbischoffes von Toledo

statt zu geben, und nicht weiter des Kaisers Testament zu berühren.

13.

Dieß beruhigte Don Karlos; aber nicht das murrende Volk. Um es zu stillen, beschloß der König, die Prinzen auf einige Zeit zu entfernen. Die Universität zu Alkala war damals in ihrem höchsten Glanze. Ihre Abreise dahin zu beschleunigen ergriff der König den Vorwand, daß der Prinz von Parma in kurzem unter Aufsicht des Grafen Egmont nach Flandern reisen sollte, um sich zu vermählen. Der König konnte sich von Rui Gomez nicht trennen und wählte also den Grafen Egmont zum Begleiter des Prinzen.

Egmont war ein ausgezeichneter Feldherr. Don Karlos ließ sich auf der Reise von ihm seine Thaten erzählen und bezeichnete große Ungedult, sich zu der Statthalterey der Niederlande zu begeben, um, falls die Feindseeligkeiten dort ausbrächen, sich durch rühmliche Thaten auszuzeichnen.

14.

Die Stadt Alkala machte dem Don Karlos ein Geschenke mit einem sehr kostbaren, sehr

schönen, aber sehr wildem Pferde. Der Prinz wollte es reiten sehen, war aber mit all den die es bestiegen, so unzufrieden, daß er es selbst reiten wollte. Das schon in Wuth gesetzte Pferd ward nun vollends rasend, so daß Don Karlos für gut fand, sich zur Erde zu werfen. Dieß geschah; aber so unglücklich, daß er leblos auf der Erde liegen blieb. Zwar kam er bald wieder zu sich. Doch als die Aerzte eine Wunde am Kopfe, die er im Fallen erhalten, untersuchten, verzweifelten sie an seinem Leben.

In dieser Lage sandte er seinen Günstling den Markis Posa nach Madrit, der Königin sein letztes Lebewohl zu sagen.

15.

Bey dem ersten dumpfen Verlauten der Nachricht dieses Unglücks, begab sich die Fürstin Eboli zu der Königin um ihr Benehmen zu beobachten. Die Königin war auf einen so ausserordentlichen Vorfall nicht vorbereitet. Ihre Verstellungskunst verließ sie, und, war ihr Mund schon zum Schweigen gewohnt, so verrieht doch ihr Schweigen und ihre Bestürzung mehr als Worte vermocht hätten. So groß aber auch ihre Trauer war, so hatte sie doch

stets so viel Theilnahme an Don Karlos beurkundet, daß dieß nicht auffallen konnte.

Doch die Fürstin sah nur mit den Augen einer Liebenden, konnte also nicht fassen, daß jene Trauer nur Wirkung der Freundschaft seyn sollte. Das Volk, von den Inquisitoren aufgeregt, betrachtete diesen Zufall als einen offenen Beweis der göttlichen Strafe für Don Karlos Unglauben, und bezeugte keine Theilnahme.

Die Königin glaubte sich den traurigen Trost nicht versagen zu können, dem Prinzen ihre Gefühle mitzutheilen; sie schrieb ihm alles, was Verzweiflung ihr Zärtliches und Theilnehmendes eingab und fertigte den Markis mit dem Befehle ab, ihr den Brief zurück zu bringen, wenn er bey seiner Ankunft zu Alkala Don Karlos nicht mehr lebend fände.

16.

Indeß erfüllte dieser Brief den Prinzen mit solcher Freude, daß er ihm das Leben rettete. Sobald er außer Gefahr war, ließ ihn der König nach Madrit bringen; er hoffte, durch diesen Unfall würde der Haß des Volks sich besänftigt haben. Bey der ersten Zusammenkunft verlangte die Königin von Don Karlos ihren

Brief zurück. Doch er, dem dieser Brief so theuer war, als das Leben, das er ihm gerettet hatte, widerstand ihren dringenden Bitten, nicht ahnend, daß derselbe einst über sein Leben entscheiden werde.

Er fand bey seiner Rückkunft die Königin schwanger und dieß regte seine Eifersucht in einem so hohen Grade auf, daß er in die ausschweifendste und thörigste Klagen ausbrach, die jeden andern überzeugt hätten, er habe den Verstand verloren.

Während seiner vollen Herstellung gebahr sie die Erzherzogin von Flandern; Erbin ihrer Schönheit, ihres Geistes, so wie ihres Namens. Bald darauf bekam sie die Schaaf-Pocken, doch das Gebet des Volks beförderte ihre Genesung; sie erstand gesunder und schöner als vorher.

Kurz nachher reißte die Königin nach Bajonne; wohin der französische Hof gekommen war, sie zu empfangen.

Don Karlos empfand die mannichfaltige Hindernisse die sich seinem Umgange mit der Königin entgegen stellten, mit Verdruß; indeß diese letzte Reise für die Sorglosen eine neue Begebenheit veranlaßte, die ihrer Liebe endlose Hindernisse bereitete.

17.

Johanna Albret, Königin von Navarra, Wittwe des Königs Antonio, hatte sich für die neue Lehre erklärt und regierte ihre Unterthanen mit beyspielloser Weisheit und Gerechtigkeit. Ihr in dem nämlichen Glauben erzogener Sohn, wurde von nun als der Beschützer der französischen Hugenotten betrachtet.

Die Spanier, gewahrend, daß die Ansprüche dieses Hauses auf Ober-Navarra auf diesen im erblichen Haß gegen sie erzogenen Jüngling fielen, den eine furchtbare Parthey unterstützte, beschloßen, den jungen Fürsten nebst seiner Mutter und der Prinzessin seiner Schwester mitten aus ihren Staaten nach Spanien zu entführen, und der Inquisition zu übergeben. Die Häupter der katholischen Parthey in Frankreich, einverstanden mit dem Herzog von Alba, vereinten sich zu Ausführung dieses Plans. Ein berüchtigter Böswicht, der Hauptmann Dominiko, ein Bearner, erhielt, wegen seiner Landes-Kenntniß, hiezu den Auftrag. Ein Theil der Truppen der auf günstigen Wind wartete, um an die Afrikanische Küste überzusetzen, sollte nur bis Tarragona vorrücken. Von dort aus war es leicht, einen ansehnlichen Trupp Reuterey heimlich durch die Gebirge vordringen zu lassen,

um die Königin und ihre Kinder zu Paw in Bearn aufzuheben, wo sie wohnten; beynah ohne alle Wache als die Herzen ihrer Unterthanen.

Doch die Vorsicht, die diesen jungen Prinzen zur größeren Planen aufbewahrte, vereitelte dieses Unternehmen.

Kurz vor der Reise nach Bajonne hatte Dominiko alles zu Ausführung seines Vorhabens vorbereitet. Er reißte nach Spanien zurück, um mit dem Herzog von Alba wegen des Truppen-Marsches das nöthige zu verabreden. Dieser sendete ihn an den König, der sich damals zu Mezzone befand. Auf der Reise dahin fiel Dominiko in eine schwere Krankheit und mußte zu Madrit liegen bleiben. Ein Franzos, ein Diener der Königin, wartete und pflegte ihn als Landsmann.

Aus Dankbarkeit, oder Schwäche vertraute er diesem sein Geheimniß und dieser entdeckte es am nämlichen Tage seiner Gebietherin, die in traulichem Briefwechsel mit der Königin von Navarra stand.

Die Nachricht dieser abscheulichen Verschwörung preßte der Königin Thränen aus, und sie gab sogleich nach Bearn und Bordeaux Nachricht; wo sich damals die Königin ihre Mutter befand.

Der Plan scheiterte also und die Königin, begleitet von dem Herzog von Alba, reißte zu dem französischen Hof nach Bajonne. Dieser Hof war damals in zwey feindliche Faktionen getheilt. Beyde katholisch, gehörte die erste zu den Ultras; unter ihnen befanden sich die Freunde des Herzogs von Alba, die Urheber der Verschwörung von Bearn. Sie waren die Gründer der nachherigen Ligue, und im engen Verständniße mit den Spaniern. Die andere Parthey war die des Königs und an ihrer Spitze, die Königin Mutter, Katharina von Medizis. Ihr einziger Zweck war, Unabhängigkeit. Sie wußte, jede Verbindung mit Spanien war Sklaverey und mißtraute ihrem Tochtermanne, dem Könige und seinen Ministern.

Indeß hatten die Verschwornen des Herzogs v. Alba bey dieser Zusammenkunft am Ende doch entdeckt, daß die Königin von Spanien es war, die ihren Plan vereitelt hätte; wie aber diese ihn erfahren haben? konnte sie nicht erforschen.

Der Herzog von Alba konnte sich nicht überreden, daß ein junges Weib einer solchen kühnen That fähig sey. Die Freundschaft der Königin für Don Karlos, der ihn haßte, war ihm stets verdächtig gewesen. Er schloß, sie habe

mit diesem im Einverständniß gehandelt. Kein Schmerz ist schneidender als der, ein großes Verbrechen vergebens begangen zu haben; er beschloß also, sich an Don Karlos zu rächen und es gelang ihm endlich.

18.

Indeß hatte Don Karlos diese Verschwörung erst nach der Bajonner Reise erfahren; die Königin bekannte es ihm. Abscheu erfüllte den Prinzen und er konnte sich nicht enthalten, in Gegenwart des Don Juan und der Prinzessin Eboli zu sagen: er werde einst diejenige grausam bestrafen, die dem Könige so niedrige Rathschläge gäben. Der Herzog v. Alba war als Häuptling der Verschwörung allgemein bekannt, und der König that nichts ohne den Beyrath des Rui Gomez. Jene Drohung konnte also nur die zwey Minister treffen; und auf die von seiner Gemahlin erhaltene Nachricht, erachtete dieser Günstling es für Zeit, sich gegen das Ansehen des Prinzen zu waffnen.

Der Herzog v. Alba war oberster Feldherr; er kannte des Prinzen kriegerischen Geist und fürchtete, dieser möchte die erste Gelegenheit eines Kriegs benutzen, das Kommando zu verlangen. Rui Gomez war Chef der Justiz und

der Finanzen; er fürchtete, der von Natur großmüthige Prinz möchte künftig selbst Gnaden austheilen, und ihm nur das Verdienst der Vollziehung lassen. Er war des Prinzen Ajo (Oberhofmeister) gewesen, und mußte, dem Willen des Königs gemäß, ihn mit Strenge behandeln. Dieß war der wahre Ursprung der Abneigung des Prinzen gegen seinen Vater.

Einst, als Don Karlos kaum zur Vernunft gelangt war, hatte seine, damals in Spanien befindliche, Tante, die Königin von Böhmen, einen Edelknaben, seinen Liebling, wegen eines kleinen Versehens heftig züchtigen lassen. Der leidenschaftliche Prinz beklagte sich darüber gegen sie mit großer Herbheit. Die Königin drohte, ihn peitschen zu lassen, wenn er nicht schweige. Don Karlos konnte man nicht stärker beleidigen, als wenn man ihn als Knabe behandelte. Diese Drohung entrüstete ihn dergestalt, daß er der Königin eine Ohrfeige gab. Er fühlte Augenblicklich die Größe seines Vergehens. Da erschien sein Hofmeister weinend und erklärte, sein Vater habe ihn zum Tode verurtheilt.

Don Karlos empfing diese Nachricht zwar mit Schrecken, aber ohne Furcht; doch trug er ihm auf, seine Begnadigung zu verlangen. Der Hofmeister gieng und brachte die Antwort:

es würde damit ausgehen, daß ihm die Hand abgehauen werden solle, mit der er den Streich gegeben habe.

Wahrlich! rief der ungestümme Jüngling, das wird ein schönes Schauspiel seyn, einen Einhändigen König zu sehen! —

Seine Umgebungen stellten ihm vor, daß er sich zu Besänftigung seines Vaters doch irgend einer Strafe unterwerfen müße. Er gab nach, verlangte aber, daß der Kardinal Spinoza ihn züchtigen solle; denn nicht von einem andern würde er es dulden.

Rui Gomez fürchtete alles von seinem streng behandeltem Zöglinge; sein über des Prinzen Verachtung erzürntes Weib, that die ersten Schritte, den Herzog v. Alba zu vermögen, sich mit ihm gegen Don Karlos zu verbinden und benachrichtigte diesen von des Prinzen Drohungen.

Rui Gomez beobachtete den Prinzen mit solcher Genauigkeit, daß er endlich sich von der Liebe des Don Karlos für die Königin überzeugt hielt. Er theilte dem Herzog seine Entdeckung mit, und, wie gewöhnlich, wenn ein Geheimniß theilweise entdeckt ist, man aus Begier es ganz zu kennen, um die Wette es zu errathen strebt, so begannen sie zu vermuthen,

die Königin erwiedere die Leidenschaft des Prinzen.

Sie frohlockten, nun ein Mittel zur Rache gegen den Prinzen zu besitzen, indem sie seine Leidenschaft dem Vater entdeckten. Doch sie überdachten des Königs eifersüchtige Laune und die ihm natürliche Grausamkeit und erschraken über die Folgen, welche diese Entdeckung haben dürfte. So ein furchtbarer Feind auch Don Karlos für sie war; sie trachteten nicht nach seinem Leben. Man wird nicht plötzlich ein Böswicht und erklimmt den Gipfel des Lasters, gleich dem der Tugend, nur Stufenweise.

19.

Vorzüglich fürchteten die beyden Minister, die Königin möchte ihren Gemahl in Absicht der Bearner Geschichte dergestalt voreinnehmen, daß er später die Wahrheit gar nicht glauben könne; sie dachten, der König, ungeduldig die Art der Entdeckung zu kennen, werde sich der ersten ihm beygebrachten Ansicht hingeben. Dieser Fürst schien seitdem den Herzog nicht mehr so günstig zu betrachten, und trug sich wohl mit der Idee, dessen Betragen öffentlich zu mißbilligen, um sich den Tadel dieser Verschwörung zu ersparen.

Indeß war der Zweck jener Entdeckung, den König zu überzeugen, daß die Sache nicht durch des Herzogs Schuld mißlungen sey; er glaubte also, nicht selbst davon sprechen zu müssen. Rui Gomez hatte gleichen Antheil daran, war also nicht minder verdächtig.

Sie glaubten also, hiezu einer dritten Person zu bedürfen, und fanden niemand geschickter als den Staats-Sekretair Antonio Perez. Sie beschloßen also, ihn in's Verständniß zu ziehen. Dieser Mann, der gar kein Interesse hatte dem Prinzen oder der Königin zu schaden, schien schwer zu gewinnen; doch hoffte und wagte es Rui Gomez. Allein diesem war der Antrag sehr angenehm. Perez liebte die Prinzessin Eboli und hatte bis jetzt nichts von ihr erlangen können. Als er vernahm, die Prinzessin sey nicht in das Geheimniß eingeweyht, berechnete er, der ihre Neugier kannte, welchen Vortheil er durch dessen Entdeckung gewinnen könne, und Rui Gomez kehrte zu dem Herzog v. Alba mit der Nachricht von dem glücklichen Erfolge seiner Unterhandlungen zurück; entzückt, daß er dem Liebhaber seines Weibs ein unfehlbares Mittel verliehen hatte, diese zu verführen.

20.

Die Königin hatte indeß ihre zweyte Tochter, die Infantin Katharina Michaele, nachherige Herzogin von Savoyen, geboren. Die Minister kannten die Gewalt, welche die Königin durch ihre Schönheit über ihren Gatten ausübte; sie glaubten, die Zeit dieser Niederkunft benutzen zu müssen, damit der König über diese Entdeckung, vor dem Wiedersehen der Königin, einen Entschluß zu fassen vermöge.

Perez hatte das Departement der auswärtigen Geschäfte, also Gelegenheit, den König oft allein zu sehen. Am folgenden Tage begann er von der Verschwörung von Bearn zu sprechen; er bemerkte: die Königin von Frankreich sey darüber sehr aufgebracht und würde sich durch Begünstigung der flanderischen Aufrühre, rächen, die damals in der ersten Wuth waren. Lange, so bekannte er nun dem Könige, habe er angestanden, ihm den Grund des Mißlingens zu eröffnen; er glaube aber nun, ihn nicht länger verschweigen zu können. Er erzählte alles was der Herzog v. Alba zu Bajonne erforscht hatte; und so auch die Reden des Don Karlos in Gegenwart Don Juans und der Prinzessin v. Eboli; er bat zuletzt den König, ihm zu verzeihen, daß er diese Dinge

verschwiegen habe, die er nicht hätte entdecken können, ohne zwey Personen zu beleidigen, die, nach seiner Person, seinen Unterthanen am heiligsten seyn müßten.

21.

Diese Nachricht setzte den König in große Unruhe. Ob er schon die Königin noch nicht beargwohnte, so liebte er sie doch zu sehr, um nicht die Harmonie der Gesinnungen, die er in dieser Sache zwischen ihr und Don Karlos bemerkte, auffallend zu finden. Die Rücksichten der Verletzung seines Ansehens, in jeder andern Gelegenheit so natürlich, wichen hier den Regungen seiner Eifersucht. Zum erstenmal fiel ihm der häufige Umgang seiner Gemahlin mit seinem Sohne auf; es erwachte die Erinnerung: daß sie lange für einander bestimmt gewesen waren.

Doch bald verdrängte das Andenken an die Tugend und Seelengröße der Königin diesen Argwohn. Oft hatte sie Beweise der Anhänglichkeit an ihr Vaterland gegeben. Dieß vermochte den König, zu glauben, daß ihr Unternehmen gegen die Verschwörung von Bearn den nämlichen Ursprung habe; und seines Sohnes Abschen dagegen erklärte er sich als jugend-

lichen Edelmuth. Doch beschloß er, zu seiner Beruhigung, ihren Umgang künftig zu beobachten. Er nahm große Veränderung in den ersten Hofstellen vor, um so auf eine unbefangene Weise die Prinzessin Eboli zunächst an die Person der Königin zu heften. Ihr vertraulicher Umgang mit dem Prinzen, dessen Ajo ihr Gatte gewesen war, machte sie am geschicktesten, seine Geheimnisse zu erforschen.

Don Karlos, gewiß: geliebt zu seyn, schöpfte aus dieser Aenderung keinen Argwohn; wohl aber schlug die Königin, bewußt, wie viele Freunde ihr Gatte in Frankreich besaß, und wie scharf sie beobachtet wurde, diese Aenderung nieder. Sie errieth deren Grund und da Don Karlos sie beruhigen und sich für die Fürstin verbürgen wollte, verlangte sie zu wissen, was ihn zu diesem Zutrauen berechtige? Er bemerkte bald seine Täuschung, und wie ängstlich die Prinzessin Eboli sie beyde beobachtete. Er durfte nicht blicken lassen, wie sehr ihn ihre Gegenwart beschwere, und sie schwelgte in dem Schmerze des Prinzen. Sie bewieß ihm mehr Zuneigung als je, begab sich pünktlich zur Königin, so bald er dort war und wollte den Schein haben, als sey es seinetwegen. Doch, trotz all' ihrer Wachsamkeit,

fanden die Königin und Don Karlos bald darauf Gelegenheit, sich allein zu sprechen.

22.

Der König war, wie der unermeßliche Aufwand beurkundete, ganz an sein Eskurial geheftet; er lud die Königin ein, der Grundlegung dieses prachtvollen Gebäudes beizuwohnen, das er zum ewigen Denkmal des Siegs bey St. Quentin errichten ließ *).

Diese Schlacht war der Grund ihres Mißgeschicks; das Andenken daran konnte ihr also nicht sehr angenehm seyn. Indeß betrachtete sie die Zurüstungen zu diesem unglücklichen Monument mit der Heiterkeit und Neugierde, die der König wünschte und selbst besaß.

Dort war es, wo die Fürstin Eboli die Königin und den Prinzen mit dem König allein ließ, und der König auch diese verließ, um den Baumeistern Befehle zu ertheilen.

Don Karlos, der nicht länger in dieser peinlichen Lage zu bleiben vermochte, beschwor die Königin, ihm ein Mitttl anzuzeigen, wie er

*) Bekanntlich am Namenstag des H. Laurentius, dem zu Ehren das Eskurial im Rostform gebaut wurde.

sie, wegen einer für sie Beyde gleich interessanten Angelegenheit, ingeheim sprechen könne. Gerührt von seinen dringenden Bitten, seiner Verzweiflung, bewilligte sie es. Sie überlegten nun die Mittel; aber alle schienen der Königin so gefahrvoll, daß sie solche ausschlug, so leicht auch der Prinz sie darstellte.

23.

In jener Periode langten der Markis von Bergen und der Baron von Montigni als Abgeordnete der flandrischen Stände bey Hofe an. Ihr Auftrag war gefährlich; sie setzten also ihre größte Hoffnung auf den Ruf von des Prinzen Edelmuth und der Königin natürlichen Güte. Es war indeß genug, unglücklich, edel und von der Königin beschützt zu seyn, um Don Karlos Liebe zu gewinnen.

Die Abgeordneten stellten ihnen die unglückliche Lage vor, in welche der Kardinal Granville, erster Minister der Statthalterin, den flandrischen Adel durch seine üble Dienste beym Könige gestürtzt hatte. Sie betheuerten ihre Treue und Unschuld an den letzteren Unruhen. Sie beschworen besonders den Prinzen, so viele edle Diener des Kaisers und Lieblinge desselben nicht den gewaltsamen und übereilten Rath-

schlägen Preiß zu geben, welche Neid ihres Ruhms und Edelmuths dem Herzog von Alba einflößte. Sie versicherten, seine Seelengröße sey der einzige Trost in ihren Leiden.

Die kriegerische Neigung des Don Karlos war bisher von seiner leidenschaftlichen Liebe unterdrückt worden; Schaam überfiel ihn, bis jetzt nichts für seinen Ruhm gethan zu haben. Noch mehr entflammten ihn gewisse Briefe des Grafen v. Egmont. Dieser foderte ihn auf, das ihm einst gegebene Wort zu halten: nach Flandern sich zu begeben, so bald dort der Krieg ausbreche. Er stellte die Lage dieser Provinzen so günstig für Don Karlos dar, daß dieser beschloß, sich die Statthalterschaft derselben zu erbitten. Er hoffte, bald in Stand zu kommen, zu unternehmen, was Muth und Ehrgeiz ihm eingab, wenn seine Gegenwart den Aufruhr gestillt habe.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so erschien ihm das Bild der Königin reizender als je und setzte ihn in Zweifel, ob er die Kraft habe, sie zu verlassen. Doch reiferes Nachdenken über seine Lage, erstarkten seinen ersten Entschluß. Im Beginnen ihres Bunds hatte die große Jugend der Prinzessin ihr nicht erlaubt, dem Prinzen ihre Achtung und Theilnahme zu verbergen. Aber, erfahrner, hatte

sie später eingesehen, daß jeder Beweis ihrer Neigung seine Leidenschaft nähre. Sie stellte ihm bey jeder Gelegenheit die Folgen derselben und das furchtbare Schicksal vor, dem er sie aussetze. Der Prinz konnte sich nicht verbergen, daß sie recht habe, sich immer mehr zurückzuziehen. Er glaubte also eine kräftige Anstrengung machen zu müssen, die Königin von einer Leidenschaft zu befreyen, die ihr so gerechte Besorgnisse verursachte und nicht besser gemildert werden könne, als durch eine lange Abwesenheit und durch Großthaten.

Kaum erblickte er die Königin wieder, so fühlte er, es sey ihm unmöglich sie nicht zu sehen. Er erzählte ihr seine Verhandlungen mit den Abgeordneten und seinen Plan. Er bat sie tausendmal um Verzeihung, daß er einen Augenblick geglaubt habe, von ihr entfernt leben zu können. Doch die Königin, die ihn von seiner Leidenschaft zu heilen suchte, verpflichtete ihn wider seinen Willen, den Plan der Expedition nach Flandern zu verfolgen. Um ihn dazu zu vermögen, machte sie ihm begreiflich, diese Reise werde des Königs vermuthlichen Unwillen über ihren Bund beschwichtigen. Nach seiner Rückkunft würden sie weniger beobachtet werden, und der Ruhm den er ohne Zweifel erringen würde, sein Ansehen ver-

stärken und ihren Umgang freyer und unabhängiger machen.

24.

Von diesen Gründen und noch mehr von seiner blinden Ergebung in der Königin Willen, überredet, erklärte er sich öffentlich zu Gunst des Niederländischen Adels; zum großen Aergerniß der Inquisitoren, welche diesen Adel für rein kezerisch hielten und die Geschichte des Kaiserlichen Testaments noch nicht vergessen hatten. Der Prinz ließ dem Könige melden, wenn er ihm die Statthalterschaft jener Provinzen übergeben wollte, so bürge er mit seinem Kopfe für deren Gehorsam.

Dieser Plan setzte Rui Gomez und den Herzog von Alba in unbeschreibliche Bestürzung. Sie sahen in dem Ansehen, das jenes Unternehmen dem Prinzen verlieh, ihren offenen Untergang.

Sie schloßen, nach seiner Rückkunft von dieser ohne Zweifel gelingenden Unternehmung, werde Don Karlos erster Minister seines Vaters und sie von ihm abhängig werden. Der Herzog von Alba, der auf die nämliche Stelle Anspruch machte, vermochte Rui Gomez, den Vertrauten des Königs, d i e s e m bemerklich zu

machen, wie sehr diese Unternehmung seinen Sohn in dem Herzen der Flammänder über den König selbst erheben werde.

Perez, ohne daß es schien, als handle er mit diesem im Einverständnisse, machte dem Könige bemerklich, welchen engen Bund Don Karlos, als Gouverneur der Niederlande, mittelst der Königin, mit Frankreich schließen werde.

Alle diese Betrachtungen mußten naturlich auf einen Fürsten tiefen Eindrnck machen, der auf sein Ansehen äußerst eifersüchtig und gegen den Ehrgeiz seines Sohnes sehr mißtrauisch war. Der König dachte also nur darauf, dem Prinzen seine Bitte auf eine nicht beleidigende Art zu versagen. Er ließ ihm melden; er genehmige seine Bitte; die zu seinen eignen Absichten stimme; er wolle aber selbst nach Flandern reisen, um ihn dort einzusetzen und sie würden in balden abreisen. Es würde nicht ehrenvoll für den König seyn, wenn er sicher in Spanien bleibe und seinen einzigen Sohn allen Unfällen eines so wüthenden Aufruhrs Preis gebe. Er wolle seine Gefahr theilen und ihm allen Ruhm überlassen.

25.

Das Gerücht von dieser Reise verbreitete sich bald durch die Reise-Zurüstungen, welche

der König machen ließ, um den Prinzen zu täuschen. Doch niemand glaubte daran. Indeß erfüllte es doch die noch schwankenden Gemüther der Empörer mit Schrecken. Um es zu beglaubigen, machte der König auf die Reise-Ekippagen einen so bedeutenden Aufwand, daß selbst die Abgeordnete Bergh und Montigni, die bisher darüber gescherzt hatten, nicht länger zweifeln konnten.

Selbst die Königin und Don Karlos wurden auf einige Zeit getäuscht. Aber kurz war diese Täuschung. Die Reise-Anstalten waren vollendet; der König sah, daß die Täuschung sich entdecken würde, wenn er nicht abreise. Er sah also kein andres Mittel zum Aufschub, als, sich krank zu stellen. In fremden Landen wirkte diese Verstellung, aber, aller seiner Anstrengungen ohngeachtet, konnte er die Königin und seinen Sohn nicht länger täuschen.

So stunden die Sachen. Einst, da der Hofstaat der Königin, nach mannichfaltigen Gesprächen über des Königs Reise nach Flandern, sich getrennt hatte und Don Karlos, Don Juan und die Prinzessin Eboli allein bey ihr blieben, unterhielten sie sich darüber: wie die Hofleute sich oft quälten, die Gründe und Folgen von Begebenheiten zu errathen, die nie statt fänden. Allmählig wurde durch diese

Scherze auch Don Karlos vermocht, über diese Reise und des Königs erdichtete Krankheit zu scherzen. Karl der 5te, sagte er, sey genug für sich und seinen Sohn, den König, gereißt und der König pflege nun für sich und seinen Vater der Ruhe.

Die Königin sprach gerade mit Jemand der ein Geschäft bey ihr hatte und hörte dieß nicht. Don Juan und die Fürstin Eboli unterhielten sich indeß leise; da ergriff Don Karlos einige Blätter weißes Papier, die auf einem Schreibtische lagen, machte daraus ein Büchlein und schrieb auf das erste Blatt mit großen Buchstaben:

Große und bewundernswerthe Reisen des Königs Don Philipp.

Auf jede andere Seite des Büchleins schrieb er folgende Titel:

Reise von Madrit nach dem Eskurial.
Reise vom Eskurial nach Toledo.
Desgleichen von Toledo nach Madrit.
Desgleichen von Madrit nach Aranjuez.
Desgleichen von Aranjuez nach dem Pardo.
Desgleichen vom Pardo nach dem Eskurial.

und so füllte er denn das ganze Büchlein mit Reisen nach den königlichen Lustschlößern und den vorzüglichsten spanischen Städten aus.

So gefährlich auch dieser Einfall des Prinzen ihr schien, so konnte sich die Königin doch nicht enthalten, ihn zu belachen; aber indeß sie diese Schrift laß, erhielt sie Nachricht: der König befinde sich sehr übel. Sie hatte nur so viel Zeit, dem Prinzen die Aufbewahrung des Büchleins zu empfehlen; dieser, der ihr augenblicklich folgen wollte, warf es in einen Schrank und schloß ihn zu. Er wußte nicht, daß die Fürstin Eboli die Schlüssel zu allen Schränken der Königin besaß. Kaum war er hinaus, so nahm sie seine Schrift. Groß war ihre Freude, nun ein so wichtiges Mittel zu besitzen, ihm beym Könige zu schaden.

Sie überlegte, wie sie sich dieses Büchleins bedienen könne, ohne daß man wisse, daß sie es besitze. Sie zweifelte nicht, die Königin, mit dessen Wichtigkeit bekannt, würde es sogleich nach ihrer Rückkunft aufsuchen.

Augenblicklich ließ sie also ein durchaus ähnliches Büchlein fertigen, in dem des Prinzen Handschrift auf das genaueste nachgeahmt war. Sie legte das falsche statt des rechten hin und gab dieses ihrem Gatten. Die Königin fand bey ihrer Rückkunft die falsche Schrift, an dem Orte, den Don Karlos ihr angezeigt hatte, und eilte so sehr, sie zu verbrennen, daß sie den Betrug nicht bemerkte.

26.

Indeß hatte des Königs erdichtete Krankheit sich in eine wahre verwandelt. Er fiel in ein Tertian-Fieber. Aber man glaubte an die wahre Krankheit so wenig, als an die vorgegebene. Die flandrischen Rebellen hielten dieß für einen Streich seiner Politik; und verfolgten ihr Unternehmen mit größerem Eifer als vorhin.

Dieß erhöhte den Schmerz des Königs und zugleich sein Fieber.

Don Karlos sah, die Erneuung seines Verlangens, nach Flandern gesendet zu werden, würde ihn noch mehr beunruhigen und schwieg. Doch sein Vater, der ihm nicht so viel Bescheidenheit zutraute, hielt seinen steten Aufenthalt an seinem Bette, für eine stumme Erinnerung.

Dieses stete Dabeybleiben hatte andere Gründe. Die Königin verließ den Kranken nicht; Don Karlos konnte nur da sie sehen. Indeß betrugen sie sich in des Königs Gegenwart mit großer Vorsicht und wagten es kaum, zusammen zu sprechen. Dieser Zwang drückte den Prinzen sehr und schadete ihrem beyderseitigen Interesse wesentlich. Sie hatten sich Nachrichten mitzutheilen und in diesem wichti-

gen Zeitpunkte Maaßregeln zu berathen. Des Königs Herstellung war so bald nicht zu hoffen, und die Aerzte versicherten, das Fieber werde lange anhalten. Die Königin und Don Karlos hielten dafür, Schreiben sey zu gefährlich; sie beschloßen also, eine treue Person zu wählen, durch welche sie sich mittheilen könnten. Der Prinz, der Don Juan sich ganz ergeben wähnte, warf die Augen auf ihn, um ihn zum Vertrauten zu machen. Doch die Königin glaubte in dessen Augen öfters die Sprache der Liebe bemerkt zu haben. Auch glaubte sie ingleichen bey der Fürstin Eboli einige Neigung für Don Juan und ein Verständniß zwischen ihnen, bemerkt zu haben.

Sie vermochte also den Prinzen, diesen Plan aufzugeben. Don Karlos hatte es nicht gewagt, den Markis Posa vorzuschlagen, weil die Königin ihn weniger kannte, als Don Juan. Dieser Günstling war der vollkommenste unter den jungen Edelleuten, die mit dem Prinzen erzogen wurden. Obgleich lebhaft, war er von Natur besonnen und ernst. Don Karlos, ein richtiger Menschenbeobachter, hatte ihn längst ausgezeichnet. Der Markis bewunderte des Prinzen erhabnen und edlen Sinn. Dieß hatte einen engen Bund zwischen ihnen geknüpft, einen seltnen zwischen Fürst und Diener; denn

er war nur auf wechselseitige Bewunderung gegründet.

Die Stelle des Günstlings bey einem Kron-Prinzen ist gefährlich; der Markis hatte also Don Karlos gebeten, sein Vertrauen zu ihm so wenig als möglich öffentlich zu zeigen. So innig also auch ihre Vertraulichkeit war, so erschien doch im Publikum davon nichts weiter, als, daß Don Karlos, so wie jedermann, an seiner Unterhaltung Geschmack fand.

Das Geheimniß ihrer Freundschaft befähigte den Markis, der Königin und dem Prinzen jetzt zu dienen. Doch diese wußte, daß Don Karlos leicht zu täuschen war; sie wollte also den Markis erst selbst prüfen, eh' sie sich ihm vertraute. Unter dem Vorwand irgend eines ihm zu ertheilenden Auftrags erfaßte sie die erste Gelegenheit, wo sie ihn in des Königs Zimmer antraf, sich mit ihm zu unterhalten. Er erschien ihr so verständig, daß dieß sie entzückte. Auch er war es vom Geiste der Königin und die natürliche Ruhe seines Karakters kam ihm sehr zu statten. So wie diese Fürstin sich dem Markis in dieser Unterredung zeigte, würde ihre Anmuth und ihre Schönheit jedem minder besonnenem Leidenschaft für sie eingeflößt haben. Doch faßten sie in der Folge

des Umgangs beyde für einander, die Achtung und Neigung, deren sie beyde werth waren.

27.

Wir fürchten immer unsre geheimen Empfindungen zu verrathen, aber nicht, derjenigen beargwohnt zu werden, die uns fremd sind. Die Königin strebte nur, ihre Gefühle für den Prinzen und die seinigen für sie zu verbergen, aber nicht so ihre Freundschaft für den Markis Posa. Sie fürchtete also nicht, daß diese tadelnswerth gefunden würde.

Um ihre Güte für ihn zu erwiedern, zeigte er oft mehr Interesse für sie, als räthlich war. Beyde hatten Feinde; dieß erzeugte heimliches Geflüster, aber sie achteten es, im Bewußtseyn ihrer Unschuld, nicht.

Indeß gesundete der König und die Königin wurde schwanger. Er war darüber höchst erfreut; entweder weil er hoffte, noch einen Sohn zu erhalten, oder weil ihm diese Schwangerschaft als ein sichres Zeichen seiner gänzlichen Herstellung erschien. Aber diese Freude war kurz. Die Minister, die geheime Gunst des Markis fürchtend, brachten den Umgang desselben mit seiner Gemahlin bald zur Kenntniß des Königs.

Dieser argwöhnische Fürst empfand von neuem die Qualen der Eifersucht; er hielt nach seiner Berechnung den Zeitpunkt der Schwangerschaft der Königin nicht für richtig und beschuldigte nun den Markis eines Verbrechens, das ihm mehr Neider zugezogen hätte, als seine Tugenden.

Die Natur hatte so viele geistige und körperliche Gaben an diesem unglücklichen Günstling verschwendet und diese betrachtete der König nun als Verführungsmittel für seine Gattin.

Indeß wäre er vielleicht von diesem Wahne zurück gekommen, hätte sich nicht damals ein Ereigniß zugetragen, das seinen Argwohn in Ueberzeugung verwandelte.

Unter den Festen, die seine Herstellung veranlaßte, war auch ein glänzendes Turnier, wo jeder Kavallier sich für eine Dame vom Hofe erklären und ihre Farben tragen mußte.

Am Abend vor dem Feste befand sich der Markis am Hofe der Königin. Ein zahlreicher Hofstaat war versammelt; sie ließ sich von ihm alle die Damen nennen, welche ihre Kavalliere hatten. Don Karlos und Don Juan waren die einzigen, die sich für die ihrigen erklären konnten. Beyde hatten es nicht gethan; vielleicht aus Furcht, ihre Gefühle zu verrathen; und am Ende fand sich, daß sie allein kei-

nen Kavallier hatte. Sie selbst bezeichnete dieß und beklagte sich darüber im Scherze.

Der Markis, gewohnt ihr Artigkeiten zu sagen, erwiederte: Sie müsse nur die Natur darüber anklagen; wäre sie schön, wie die andern Damen, so würde sie gleich diesen einen Kavallier gefunden haben.

Die ganze Gesellschaft beklatschte diesen Scherz und die Königin erwiederte ganz ernst: um ihn für seine Unverschämtheit zu bestrafen, solle er ihr Kavallier seyn; damit er sich schämen müsse, die häßlichste in der Gesellschaft zu bedienen.

Dieser Scherz war öffentlich, in Gegenwart aller Personen vom ersten Range, vorgebracht worden. Indeß konnte sich der König nicht aus dem Sinn schlagen, es sey ein Geheimniß dahinter und dieses Gespräch ein geheimer Kunstgriff der Königin, damit ihr Liebhaber sich öffentlich für sie erklären könne.

Doch wankte er noch, aber am folgendem Tag wurde sein furchtbarer Argwohn ihm zur Gewißheit; denn er sah den Markis in die Schranken treten mit einen Schild, auf dem eine Sonne mit der Devise gemalt war:

„Alles brennt bey meinem Anblick.“

Der unglückliche Posa errang sogleich beym ersten Rennen den Preiß. Zwar war dieß gewöhnlich der Fall; doch der König hielt seine Geschicklichkeit für die Folge seiner Liebe und dieß beunruhigte ihn so sehr, daß er das Fest nicht enden lassen konnte. Er gab eine Unpäßlichkeit vor, um es zu unterbrechen, und seine Wuth nicht zu verrathen. Er beschloß sogleich, den Markis und zwar dergestalt ermorden zu lassen, daß die Königin und er die Veranlassung erkennen sollten. Doch Rui Gomez, dem er sich hierüber vertraute, machte ihn auf die Folgen aufmerksam. Er bemerkte ihm die vertraute Freundschaft seines Sohnes und des Markis und daß er von dessen Rache alles zu fürchten habe, wenn er einst den Mörder seines Freundes erführe. Dieß bewog den König, seinen Plan zu ändern. Er begnügte sich, den Markis bald nachher bey Heimkunft vom Hofe auf der Straße erdolchen zu lassen. Um die Wahrheit zu verschleyern, mußten die Meuchelmörder, da sie ihn todt sahen, sich stellen: als hätten sie sich in der Person geirrt.

Die Königin trauerte tief über den Verlust eines so trefflichen Freundes und ahnte nun alle Folgen. Don Karlos errieth den wahren Grund nicht sogleich. Doch er sah bald ein,

wie unwahrscheinlich es sey, daß man sich in einem so bekannten und ausgezeichneten Manne als der Ermordete, geirrt habe; und daß nur sein Vater eine solche That habe wagen können. Er errieth also bald, so wie die Königin den wahren Urheber.

23.

Indeß glaubten sie Beyde nicht, daß der König auf den Markis eifersüchtig gewesen; sie glaubten, daß er nicht als Liebhaber, sondern als Vertrauter ermordet worden und daß sie verrathen seyen. In Betrachtung der leidenschaftlichen Liebe des Königs für seine Gemahlin, seines Hasses gegen den Prinzen und seines natürlichen, blutdürstigen Karakters habe er, überzeugt, daß sie seiner Rache sich nicht entziehen könnten, mit jenem Morde begonnen, um ihnen ein Vorgefühl ihres Schicksals zu geben.

An den Höfen giebt es kein so tiefes Geheimniß, das nicht von einer jener unbeachteten Personen entdeckt würde. Einst setzte sich Don Karlos zu Tische und fand ein Papier unter dem Teller, das folgendes enthielt:

„Aus einer verzweifelten Lage kann man „nur durch einen kraftvollen Entschluß sich ret-

„ten. Diejenigen, welche der Himmel in die „Lage versetzte, andre zu beglücken, sind ver„pflichtet ihr Schicksal zu erfüllen. Edle See„len gehen nur unter, weil sie nicht an die „Schlechtigkeit der Bößen glauben. Die Lang„muth, welche das Leben des rechtlichen Man„nes der Wuth seiner Feinde überläßt, ist „nicht Tugend, sondern Schwäche und Güte „gegenBöswichter ist die gefährlichste Thor„heit."

29.

Der Prinz beschloß, eh er zum äussersten schritte, noch eine unschuldige List zu versuchen. Er erneute mit Wärme seine Bitte, nach Flandern gesendet zu werden; wo die Lage der Dinge mehr als je schnelle Hülfe heischte. Er erklärte sich hierüber mit Bestimmtheit. Er glaubte, sey er verrathen, so sey auch alle Verstellung vergeblich, und sey er es nicht, so würde seine entschlossene Sprache den eifersüchtigen und eingeschüchterten König vermögen, ihn zu entfernen.

Dieser unglückliche Monarch, fiel nun; da seine Rachsucht gestillt war, in seine natürliche Furchtsamkeit zurück. Er sah wohl ein, daß ein Heer nach Flandern gesendet werden müsse,

und fürchtete, den ohnehin über den Tod seines Freunds schon aufgebrachten Prinzen, aufs äußerste zu erzürnen, wenn er ihm das mit solchem Ungestüm fodernde Kommando versage. Rui Gomez, der den König in der Sache des Markis so standhaft gefunden, erstaunte, ihn in einer so wichtigen Angelegenheit so unentschlossen zu finden. Sein Interesse am Wohle des Königs ließ ihn die Schwäche nur mit Schrecken betrachten, mit welcher er dem Prinzen die Waffen in die Hand gab. Furcht ist der sicherste Bestimmungs-Grund für schwache Geister; der König war also im Begriff, sich zu Gunsten seines Sohns zu entschließen. Rui Gomez sah dieß wohl und wußte nicht, wie er es hindern solle? Da fiel dem schlauen Manne das Reisebüchlein ein, das seine Frau bey der Königin gefunden und das er seitdem als eine Kleinigkeit betrachtet hatte, die einst zu rechter Zeit große Wirkung hervorbringen könne. Er sagte dem Könige: er glaube, ihm einen kleinen Umstand eröffnen zu müssen, den er bis jetzt für dessen unwerth geachtet; der aber im jetzigen Augenblicke ihm die Meinungen und Gefühle seines Sohnes besser werde kennen lehren. Der König, dem dieß wichtiger vorkam, als er vor Rui Gomez es scheinen lassen wollte, verlangte das Büchlein selbst

zu untersuchen. Er erkannte die Hand seines Sohnes und wurde nachdenkend; der Minister hielt für gut, ihn in diesem Zustande zu verlassen.

Nachdem er sich von der ersten Bestürzung über einen so herben Scherz von ihm so theuren Personen erholt hatte, erwachte sein alter Argwohn über das Liebes-Verständniß der Königin und des Prinzen mit erneuter Heftigkeit. Er konnte nicht glauben, daß eine Gattin und ein Sohn gemeinschaftlich sich auf Kosten des Gatten und Vaters, ihres Königs, lustig machen könnten, ohne daß eine sträfliche Vertraulichkeit zwischen ihnen statt finde; und da Don Karlos und der Markis so innig verbunden waren, so schloß er: der Eine müsse der Liebhaber, der andere der Vertraute gewesen seyn. Ob er gleich den Liebhaber nicht zu enträthseln vermochte, so fand er doch, daß auf jeden Fall die Ermordung des Markis sehr gerecht gewesen und Don Karlos eben so schuldig sey.

Auf jeden Fall wollte er diese Verspottung seiner Lebensweise nicht durch das Kommando in Flandern belohnen. Sey, so dachte er, der Prinz, der noch nichts gethan habe, verwegen genug, seinen Vater so verächtlich zu behandeln, was habe er nicht von seiner Ehr-

sucht zu erwarten, wenn das Glück sie begünstige?

Der König ließ ihm also sagen: bey der jetzigen Größe der Unruhen in Flandern könne er, ohne sein Leben der größten unvermeidlichen Gefahr auszusetzen, ihn nicht dahin senden; der Herzog von Alba werde aber bald mit einem starken Heere abgehen, und sobald dieses die königl. Parthey verstärkt habe, wolle er ihm seinen freyen Willen lassen.

30.

Diese Weigrung bestärkte Don Karlos vollends in der Meinung, daß sein Untergang beschlossen sey. Er erinnerte sich der vorlängst von den flandrischen Insurgenten durch den Grafen von Egmont und die Deputirten erhaltenen Auffoderung, sich an ihre Spitze zu stellen. Sie versprachen ihm, gegen einige sehr gerechte Verwilligungen, mit größerer Treue zu gehorchen, als die Katholiken dem Könige.

Auch zweifelte Don Karlos nicht, sey er einmal zu den Aufrührern übergetreten, so werde ihm der König das übrige Flandern überlassen; sey es auch nur, um zu verhüten, daß er sich dessen mit Gewalt bemächtige.

Der Markis von Berg und Montigni hielten zu dem Ende mit dem Prinzen viele Berathungen und beschloßen so wichtige und weise Maaßregeln, daß sie gelingen mußten, wenn nur der Prinz frey bliebe. Sie beschworen ihn daher, sogleich abzureisen. Doch Don Karlos glaubte, es sey verwegen, sich zu erklaren, eh' die nöthige Korrespondenz hergestellt sey. Er versprach hinlänglich für die Sicherheit seiner Person zu sorgen. Er stellte eine Kiste voll Feuergewehre an sein Bett; er ließ sich Terzerole von ganz neuer Erfindung machen, die er unbemerkt stets bey sich trug; und um nicht im Schlafe überfallen zu werden, ließ er sich von einem berühmten französischen Schlosser ein Schloß für sein Zimmer fertigen, das man nur von innen öffnen konnte, und jede Nacht legte er zwey Degen und zwey Pistolen unter sein Kopfkiß.

31.

Indeß der unglückliche Prinz gerade durch die Meinung, daß er verlohren sey, seinen Untergang beschleunigte, vergaßen seine Feinde nichts, um eine Versöhnung mit seinem Vater unmöglich zu machen.

Der König hatte seit des Markis Tode die Königin noch nicht allein gesehen. Sie fürch-

teten vergebens gearbeitet zu haben, wenn sie ihn wiedersähe und sie würde alle ihm beygebrachte Eindrücke wieder verlöschen. Sie hielten es mindstens für möglich, und glaubten, nichts dem Zufall überlassen zu dürfen.

Um nun der Königin die Gelegenheit zu entziehen, in Einer Nacht ihr mühsames Gewebe zu zerstöhren, verfielen sie auf ein Mittel, das lächerlich scheinen würde, wäre es nicht gelungen.

Während der Reise des französischen Hofs an die Ufer der Loire, zur Zeit Franz des zweyten, gieng das Gerücht, man suche Kinder auf, um in ihrem Blute den jungen König zu baden, der mit einem Uebel behaftet seyn sollte, das mit diesem sonderbaren Mittel geheilt werde. Es gab sogar Personen, welche eine Tagreise vor dem Hofe voraus giengen und die Kinder in den Orten, durch welche er kommen sollte, aufzeichneten, die zu jener Kur tauglich waren.

Diese verbreiteten auf ihrer Reise solchen Schrecken, daß jedes seine Kinder verbarg. Als die Königin-Mutter die Urheber dieses entsetzlichen Gerüchts entdeckte, ließ sie einige ergreifen. Sie erklärten vor ihrem Tode, von wem sie dazu bestellt seyen; aber die, welche

ihr Bekänntniß empfingen, hielten sich nicht für sicher, wenn sie es entdeckten.

Wenn bey der steten Kränklichkeit des Königs das Volk an eine so auffallende Verläumdung so leicht glaubte, so kann man deren Wirkung in fremden und fernen Landen beurtheilen, wo Gerüchte immer vergrößert werden. Der König von Spanien zeigte sich unruhig darüber. Er fürchtete, seine Gattin möchte eine geheime Anlage zu dem nämlichen Uebel haben, das oft in Familien erblich ist. Die Schaaf-Pocken, welche sie gehabt hatte, waren mit einigen zweydeutigen Zufällen begleitet, die mit jenem Uebel in Verbindung stunden. — Es wurde beschlossen, den König zu überreden, sie habe bey ihrer letzten Schwangerschaft noch gefährlichere Anfälle gehabt. Er war schwach genug, für seine Gesundheit sehr ängstlich besorgt zu seyn; man hoffte also, wenn diese Nachricht durch einen ganz unverdächtigen Zeugen bestättigt werde, so würde dieß hinreichen, ihn zu hindern, seine Gattin je wieder ingeheim zu besuchen. Die Fürstin Eboli sollte ihm die erste Nachricht geben und die Französin, einst Don Juans Geliebte, sie bestärken.

Dieses Mädchen war eine verschmizte intrikante Person; untröstlich daß, so sehr sie bey der Königin in Gunst stand, sie keine bedeutende

Vertraulichkeit mitgetheilt erhielt. Die Fürstin Eboli befahl Don Juan, bey diesem Mädchen noch einmal den Liebhaber zu spielen, um sie ganz zu gewinnen.

Der Prinz, den es freute, des Königs Glück zu stöhren, gehorchte willig; doch das Mädchen, empfindlich über die vorhin ihr gezeigte Kälte, wollte ihm, ohne größere Sicherstellung, nicht glauben. Don Juan, gedrängt zu enden, stund nicht an, ihr die Ehe zu versprechen, wenn sie dem Könige sage, was er ihr auftrage.

Die Sache gelang über Erwarten. Der König, dessen Liebe durch die bisherige Vorgänge schon in Haß verwandelt war, fiel blindlings in die Schlinge. Der Herzog von Alba, der nur den Erfolg dieser Intrike abwarten wollte, reißte am folgenden Tage nach Flandern ab. Er beurlaubte sich von Don Karlos in Gemäßheit der letzten Antwort des Königs und der Prinz behandelte ihn sehr übel; aus Furcht man möchte seine Absicht argwohnen, wenn er bey einer solchen Gelegenheit ruhig bliebe.

32.

Don Karlos empfieng indeß die erwünschtesten Nachrichten. Der Prinz von Oranien und

der Marschall von Chatillon mit den er sich berathen sollte, ermunterten und drangen ihn, entweder um ihm zu dienen, oder ihn zu verderben. Die Empörer der Niederlande vertrauten seinem Edelmuthe und machten gar keine Bedingungen. Aber was seinen Entschluß bestimmte, war die Gewißheit, daß eine beträchtliche türkische Flotte zu seiner Unterstützung an den flanderischen Küsten landen sollte.

Darauf war seine größte Hoffnung gegründet; wir müssen also die früheren Unterhandlungen aufnehmen.

Als die Königin Maria, Statthalterin der Niederlande für ihren Bruder den Kaiser war, raubte ein portugiesischer Jude, Namens Johann Miquez, den sie vorzüglich schätzte, ein Mädchen von hohem Stande und großer Schönheit.

Der König von Spanien, der die Aeltern dieser Schönen unter seinen Schutz genommen, hatte den Räuber in allen Staaten der Christenheit verfolgen lassen, wo er Zuflucht suchte. Er zog sich also nach Konstantinopel zurück, und von da nach Karamanien, zu Selim, den Erstgebornen des großen Solimanns.

Dieser junge Prinz war von seinem Vater, nach der Familien-Sitte, in dieses Land verbannt und hatte nichts anderes zu thun, als

sich, in Erwartung seiner Thronbesteigung, zu vergnügen.

Miquez besaß unter andern Talenten auch das, die Vergnügungen zu vermannichfaltigen. Er wußte ihnen einen eigenen und neuen Reiz zu verleihen, der über alle gewöhnlichen Begriffe erhaben war. Stolz auf diese seine Kenntnisse hoffte er bald der erste Günstling eines Prinzen wie Selim, eines feinen Wollüstlings, zu seyn. Miquez wußte, daß bey den Großen die öffentlichen Dienste nicht immer die belohntesten sind.

Der Erfolg übertraf des Juden Erwartung. Solimann starb und der Jude wurde, zum Lohn seiner rühmlichen Dienste, erklärter Günstling des Herrschers des mächtigsten Reichs der Erde.

Diese erhabene Stelle bot seiner Rachgierde wegen der Verfolgungen des Königs von Spanien freyen Spielraum. Einst, da er sich mit dem Sultan belustigte und dieser die Güte des Cyprischen Weins prieß, machte sich der Jude über die Vorliebe für ein Getränk lustig, das außer seinem Gebieth wachse. Er sagte ihm, er müsse mehr damit sparen, als der, welcher ihn erzeuge, weil er ihn kaufen müsse. Solimann wurde empfindlich über diesen Scherz und schwuhr noch in diesem Jahre Cypern zu erobern. Er legte die Hand auf die Schulter

des Juden und erklärte ihn, weil Miquez diesen kostbaren Wein nicht minder als er liebe, zum König von Cypern. Auch solle dieß nur ein Theil seiner Dankbarkeit seyn.

Während dem bereiteten die Mauren von Granada ihren merkwürdigen Aufruhr vor. Sie baten die Pforte um Hülfe. Miquez zog das Vergnügen der Rache der Cyprischen Krone vor und unternahm die Sache mit solchem Eifer, daß beschloßen wurde, die furchtbare Armade, die jenes Reich erobern sollte, zu Unterstützung der Mauren zu verwenden.

Er hatte sich in Flandern große Verbindungen bewahrt und gab dem Rath zu Antwerpen von dieser wichtigen Diversion Nachricht. Dieser Rath, der Centralpunkt der Empörer, empfieng damals die Nachricht von Don Karlos Entwürfen zu ihren Gunsten, und theilte sie dem Juden Miquez mit. Um dem Prinzen desto größeres Zutrauen zu beweisen, übersendete ihm der Rath die Depeschen des Miquez und seinen Chiffer, damit er, wenn er es für das gemeinschaftliche Interesse räthlich fände, selbst in Konstantinopel unterhandeln könne.

Don Karlos wünschte, zu größerer Sicherheit, die Flotte welche an den Ufern von Grenada landen sollte, möchte in Flandern landen. Er schrieb darüber an die Pforte und Miquez

antwortete: Der türkische Admiral sey beordert, alle Befehle des Prinzen zu befolgen. Sey es nun wahr gewesen, oder habe er es nur vorgegeben, um den Prinzen auf jede Art zu verpflichten.

33.

Um diese Zeit spielte er einst bey der Königin mit seinem Oheim. Don Juan war unwillig, weil er verlor und vergaß sich im Zorn in sehr unziemlichen Ausdrücken gegen Don Karlos. Dieser antwortete ihm zwar mit vieler Mäßigung; ließ ihm aber doch seine unehlige Geburt fühlen. Don Juan, an einem so empfindlichen Theile getroffen, antwortete dem Prinzen: es sey wahr daß er ein Bastard sey, aber zu seinem Troste habe er doch einen bessern Vater, als er. Dem Prinzen riß die Gedult; er mißhandelte seinen Oheim so sehr, daß am andern Tage das Gerücht gieng, er habe ihm eine Ohrfeige gegeben. Die Königin und die Fürstin Eboli, welche gegenwärtig waren, hinderten, daß es nicht zum Kampf kam. Vorzüglich verwendete die Königin, die unter solchen Verhältnissen alles ängstete, gleich als ahnte sie die Folgen dieses Zwists, ihr ganzes Ansehen, daß sie augenblicklich sich versöhnen

mußten; doch nicht mit gleicher Aufrichtigkeit von beyden Seiten.

Der König hatte, um getreu von allem unterrichtet zu seyn, was bey der Königin vorgieng, ein enges Bindniß mit der Fürstin Eboli geschloßen. Diese Dame hatte Don Juan verpflichtet, die Handlungen des Prinzen seit Posa's Tod genauer als je zu beobachten. Es war Don Juan leicht, diesen Auftrag zu vollziehen. Der Prinz, der ihn für seinen besten Freund hielt, hatte ihm im allgemeinen etwas von seinen Planen vertraut. Don Juan hatte, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nichts näheres erforschen können. Doch seit ihrem Zwist schärfte sich seine Beobachtung durch Rachgierde dergestalt, daß, so sehr Don Karlos sich bemüht hatte, zu verbergen, daß er ingeheim sich mit Waffen versehen habe, Don Juan es zuletzt durch List und Geld entdeckte.

Der König urtheilte sogleich, sein Sohn waffne sich mit all' dieser Vorsicht nur, um entweder zu entfliehen, oder gegen ihn selbst Gewalt zu brauchen.

Er wußte nicht, welches von beyden er glauben sollte, als der Ober-Postmeister, Don Raimondo von Taxis, ihm anzeigte: ein Franzose, im Dienste der Königin, habe sehr inge-

heim drey Pferde bestellt, die mit Anbruch der Nacht bereit seyn sollten.

Diese Nachricht zog den König aus seiner vorigen Ungewißheit, um ihn in eine neue zu stürzen: ob er sich nämlich begnügen solle, den Prinzen beobachten zu lassen, damit er nicht entfliehen könne, oder ob er ihn auf der Stelle solle verhaften lassen? Allein, da Perez ihm zur nämlichen Zeit den neuen Aufstand der Mauren berichtete, so erschrak der König über diese Nachrichten, und beschloß, sich seines Sohnes zu versichern.

Allerdings war die Abreise des Prinzen auf diese Nacht beschlossen. Er hatte vor einigen Tagen Briefe aus Flandern erhalten, die ihm nicht gestatteten, länger zu zögern. Die Grafen von Egmont und von Horn, auf die Schuldlosigkeit ihrer Absichten vertrauend, so wie auf ihre erworbene Verdienste, hatten sich selbst in die Hände des Herzogs von Alba gegeben, der sie verhaften, und bald darauf hinrichten ließ.

Ein so offenbarer Verrath hatte die Aufrührer in Verzweiflung gestürzt. Ihre Häuptlinge sahen, daß ihr Heil in den Waffen bestehe, sie machten dem Prinzen leicht begreiflich, es werde bald zu spät seyn, ihnen Beystand zu leisten. Dieser schrieb sogleich an Don Garzia Alvares Osorio, der ihn auf der Flucht

begleiten sollte, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Don Karlos hatte ihn nach Sevilla beschieden, um dort eine beträchtliche Summe zu empfangen; doch dieser hatte in der Eile nur 150 Tausend Skudi mitbringen können.

34.

Als Don Karlos das Zimmer der Königin verließ, folgte ihm Rui Gomez, um ihm im Namen des Königs Nachricht von den Neuigkeiten aus Granada zu geben.

Dieser Minister hielt ihn so lange auf, daß Don Karlos wohl sah, es bleibe ihm nicht so viel Zeit, sich soweit in der Nacht zu entfernen, als in seinem Plane lag, um seine Flucht zu verbergen; er glaubte sie also auf den folgenden Tag verschieben zu müssen.

Rui Gomez entfernte sich, als er ihn zu Bett sah. Da er aber den Grund des veränderten Entschlusses nicht wußte, so stellte er an alle Eingänge des Zimmers des Prinzen getreue und entschlossene Wächter.

Zur Rechtfertigung des Königs war es wichtig, daß Don Karlos auf dem Beginnen der Flucht ergriffen werde. Man wartete 2 bis 3 Stunden; da er aber keine Anstalt zur Flucht machte, so beschloß der König, weiter zu schrei-

ten und für eine Formalität nicht alles zu wagen. Don Juan hatte bemerkt, wie man sein Zimmer verschloß. Während der Prinz bey der Königin war, hatte der König dem Künstler dieses ungewöhnlichen Schlosses befohlen, es so zu verändern, daß die Thüre sich nicht dergestalt verschließe, daß man sie nicht von Außen sollte öffnen können. Indeß machte sie doch beym Oeffnen großes Geräusch. Doch der Graf von Lerma, den der König voran hinein sandte, fand den unglücklichen Prinzen in so tiefem Schlafe, daß er die Degen und Pistolen unter seinem Kopfe hinweg nehmen konnte, ohne ihn zu erwecken.

Der Graf setzte sich nun auf die Kiste am Bette, in welcher, nach Don Juans Meinung, sich die Feuergewehre befanden. Der König schloß aus Lermas Schweigen, daß er seinen Auftrag erfüllt habe; er trat also in das Zimmer und vor ihm Rui Gomez, der Herzog von Ferra, der Großkommenthur und Don Diego von Cordoua, alle mit Degen und Pistolen bewaffnet.

Rui Gomez wekte den Prinzen auf; so bald er die Augen geöffnet hatte, rief er aus: Ich bin verloren! Der König sagte zu ihm: alles geschehe zu seinem Besten. Doch als Don Karlos sah, daß er eine Chatoulle mit Briefschaf-

ten nahm, die sich unter dem Bette befand, so gerieth er in so wüthende Verzweiflung, daß er nackend, wie er war, sich in ein Kohlfeuer im Kamin stürzte, das seine Diener wegen der damaligen großen Kälte hatten anzünden müssen. Man zog ihn gewaltsam heraus und er schien untröstlich, daß er sich nicht hatte ersticken können. Man räumte schnell sein Zimmer aus und statt aller kostbarer Möbeln wurde eine schlechte Matraze auf den Boden gebreitet. Keiner seiner Diener erschien mehr vor ihm. Er wurde stets aufs strengste bewacht. Man zog ihm ein Trauerkleid an; und nur unbekannte eben so gekleidete Personen bedienten ihn.

Dieser unglückliche Erbe so vieler Kronen, sah von nun nur das schauerliche Bild des Todes um sich.

Der König ersah indeß in den Briefschaften, deren er sich bemächtigt hatte, die Absichten und geheimen Verbindungen des Prinzen; er erschrack über die Gefahr, die ihm gedroht hatte.

Aber noch größer war sein Schrecken, als er unter andern Schriften von der Königin Hand, einen Brief fand, der ihm voll Leidenschaft schien. Es war der Brief, den der Mar-

kis Posa nach Alkala gebracht hatte und den Don Karlos nie zurück geben wollte.

Die Königin hatte ihn in der ersten Ergießsung des Schmerzes über den lebensgefährlichen Zufall des Prinzen geschrieben. Sie glaubte nicht, dasjenige was sie an einen Mann schrieb, dessen Tod gewiß schien, könne von Folge seyn und eine andere Wirkung haben, als ihm ein ruhiges Ende zu gewähren. Sie hatte sich also der ganzen Zartheit ihrer Gefühle überlassen und die geheimsten Empfindungen ihres Herzens mit all der Gluth ausgesprochen, die eine so traurige Begebenheit ihr entlocken mußte. Doch ohne irgend eine Aeußerung, welche ihre Ehre und ihr Pflichtgefühl verletzt hätte. Der König zog daraus ganz andere Folgerungen. Seine Wuth war von einem so heftigen Schmerz begleitet, daß nur die in solchen Gelegenheiten so natürliche Rachgier ihm das Leben erhalten konnte.

Doch er überdachte sogleich, daß die welche ihn so furchtbar beleidigt hatten, in seiner Gewalt seyen. Diese Idee weckte statt seiner anfänglichen Wuth eine barbarische Freude und wandelte seine Verzweiflung in die Ruhe des Schreckens.

Am nämlichen Tage wurde Montigni verhaftet und verlor bald darauf seinen Kopf auf

dem Blutgerüste. Der Markis von Bergh erhielt auf Vorbitte seines alten Freundes Rui Gomez, die Erlaubniß, sich zu vergiften. Der Bund dieser beyden mit dem Prinzen war jedermann unbekannt. Sie waren beyde, so wie Don Karlos, geschworne Feinde des General-Inquisitors, Kardinals Spinoza; und diese Feindschaft war hinreichend, der Irreligion verdächtig zu erscheinen. Sie klagten diesen Prälaten an, der Urheber all der gewaltsamen Maaßregeln des Königs gegen ihr Vaterland zu seyn. Der Kardinal hingegen klagte sie an, unter einem Paße des Prinzen viele Ballen Kalvinischer Katechismen aus Frankreich haben bringen zu lassen. Auch war der Unwille des Prinzen gegen die Inquisitoren über Karls des 5ten Testament noch unvergessen.

Alles dieß vermochte das Volk, den unschuldigen Prinzen der neuen Lehre verdächtig zu achten, von der er nie hatte reden hören. Der König sah wohl ein, nur die Religion könne ein so auffallendes Verfahren als das seine, rechtfertigen. Er zweifelte nicht, auf jene öffentliche Meinung gestützt und bey den Beweisen von dem Einverständnisse seines Sohnes mit den Aufrührern, ihn ungestraft seiner Rache opfern zu können. In dieser Ansicht übergab er dem Groß-Inquisitor alle die Original-Brief-

schaften die er in des Prinzen Zimmer gefunden hatte, ausgenommen den Brief der Königin.

Er ernannte die Inquisitoren zu obersten Richtern in dieser Sache und über seinen Sohn und unterwarf sich ihrem Ausspruch. Er wußte, der Groll solcher Menschen ist unsterblich, und er würde ihren Haß gegen den Prinzen noch so neu als vor mehreren Jahren finden.

35.

Zwar hatte der König streng verboten, des Prinzen Verhaftung ins Ausland zu melden, doch wurde sie bald bekannt. Die mehresten christlichen Regenten verlangten seine Begnadigung. Vorzüglich machte die Kaiserin dem Könige die dringendsten Vorstellungen. Längst war ihre erstgeborne Tochter mit dem Erbprinzen von Spanien verlobt. Der König, welcher aufs äußerste fürchtete, seinem Sohne mehr Ansehen und Freyheit zu geben, hatte den Vollzug dieser Verbindung stets verschoben. Unter mehreren Vorwänden dieses Verschubs, verbreitete er das Gerücht, nach dem Urtheile der Aerzte sey Don Karlos seit seinem Sturze nicht mehr fähig Kinder zu zeugen. Dieses Gerücht betrachtete man als Kunstgriff und die Kaiserin selbst glaubte nicht daran. Indeß war es dem Könige um so leichter diese Vermählung zu ver-

schieben, als Don Karlos nicht darauf drang. So vortheilhaft sie auch für seine Plane war, so trug er doch Bedenken, eine Prinzessin zu ehelichen, die er nicht lieben konnte. Die Kaiserin, mit dem Geheimnisse seines Herzens unbekannt, hielt nur diese Parthie für ihre Erstgeborne anständig. Sie glaubte den Tod der Königin von Spanien nicht so nah; sie ahnte nicht, daß diese ihre Erstgeborne die Stelle dieser unglücklichen Königin einnehmen und daß ihr Bruder, der König, durch eine wunderbare Fügung des Schicksals, alle die Prinzessinen eheligen sollte, die dem Sohne bestimmt waren. Der König, weiter sehend, suchte vorzüglich sie hinzuhalten und sich bey ihr zu rechtfertigen.

Jene Nachricht brachte indeß die flanderischen Empörer zu einer Verzweiflung, welche die blutigsten Folgen hatte. Noch furchtbarer wären sie gewesen, hätten die Türken Wort gehalten. Allein Miquez glaubte nicht, ohne den Beystand des Prinzen die Ottomannische Flotte in so ferne Gegenden wagen zu dürfen, wo ihnen, im unglücklichen Fall, aller Beystand fehlte. Er stimmte also den übrigen Ministern der Pforte bey und jene Unternehmung wurde in die von Cypern verwandelt. Hier bewieß er durch Wunderthaten, daß das Serail nicht seine Kraft gelähmt habe.

36.

Die Inquisition verfolgte indeß den Prozeß des unglücklichen Don Karlos mit unglaublichem Eifer und Hast. Sie ließ in dem Archiv von Barzellona die Akten des Verfahrens des Don Juan des zweyten, Königs v. Arragonien gegen seinen Erstgebornen Don Karlos, Prinzen von Viana aufsuchen und ließ sie aus dem Katalanischem ins Kastilianische übersetzen, um zum Model und zur Autorität in gegenwärtigem Prozesse zu dienen.

Die Sache wurde dem Inquisitions-Gericht unter dem erdichteten Namen des Dauphins Ludwig des Eilften und seines Vaters Karls des Siebenten vorgetragen. Alle Meinungen waren gleichstimmig; man kann sie nach der des berühmten Doktor Navarra beurtheilen, die in Cabreras Geschichte Philipps der Zweyten zu finden ist. Er entscheidet: daß ein König, welcher entdeckt, daß der vermuthliche Thronerbe das Reich verlassen will, ihn verhaften lassen muß, wenn seine Flucht innre Unruhen veranlassen, oder äußeren Feinden vortheilhaft seyn könnte. Vorzüglich wenn diese Feinde Ketzer seyen und wenn der geringste Grund zur Furcht oder Argwohn vorhanden sey, daß der Prinz sie begünstigen werde. Das

Opfer der Natur-Gefühle, welches der König der Ruhe des Staats bringe, wurde von den Inquisitoren dem Opfer Abrahams vorgezogen. Sie verglichen einmüthig diesen Fürsten mit Gott-Vater, der zum Heil der Menschheit seinen Sohn hingegeben habe.

Bey so gestimmten Richtern konnte der Prozeß nicht lange dauern. Die Briefe des Admirals von Chatillon, des Prinzen von Oranien, des Grafen Egmont, des Raths von Antwerpen und des Johann Miquez reichten hin, das Urtheil zu sprechen, und Don Karlos wurde zu ewigen Gefängniß verurtheilt. Seine Wuth hierüber machte alle zittern, die an seiner Lage Theil hatten. Sie glaubten, nie würden sie, wenn er einst seine Freyheit erhalte, seiner Rache entgehen; er würde nicht ruhen, bis er sie zu Grund gerichtet habe. Der Kardinal Spinoza stellte dem Könige vor, für einen solchen Vogel sey kein Käfig fest genug, und man müsse bald sich aus dieser Lage, oder ihn befreyen.

Das Volk, stets geneigt die Parthey der Unglücklichen zu nehmen, zeigte immer mehr und mehr Verlangen, den Prinzen befreit zu sehen. Der König fürchtete Aufruhr und wagte es nicht mehr, sich von Madrit zu entfernen. Nach reifer Ueberlegung schloß er, daß da,

wenn der Prinz in Freyheit komme, weder für ihn noch seine Minister mehr Sicherheit sey, er sich von seinen Besorgnissen nur durch dessen Tod befreyen könne. Lange schon mischte man in alles was er zu sich nahm ein schleichendes Gift, das ihn langsam abzehren sollte. Es wurde auf seine Kleider, sein Leinen-Zeug, kurz auf alles gestreut, was er berühren konnte. Doch, sey es, daß seine Jugend, oder seine körperliche Beschaffenheit stärker waren, als das Gift, oder daß die Personen, die sich für sein Leben interessirten, ihn veranlaßten, Vorbauungs-Mittel zu gebrauchen — der Entwurf des Königs mißlang. Man mußte also auf andere Mittel denken und man erklärte dem unglücklichen Prinzen, daß er seine Todesart wählen könne.

37.

Don Karlos empfieng diese Nachricht mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der etwas mehr liebt, als das Leben und für seine Geliebte das nämliche Schicksal fürchtet. Was auch die spanischen Schriftsteller von der Wuth und Schlechtigkeit des Prinzen gesagt haben, um sein Andenken zu beflecken und seinen Vater zu rechtfertigen, es ist gewiß, daß nur

Ein Wort über seine Lippen kam, das für Klage gelten konnte.

Die Königin hatte, durch großen Aufwand Mittel gefunden, ihm befehlen zu lassen, daß er den Konig zu sehen verlangen solle. Einer seiner Wächter sagte ihm: Sein Vater käme. „Sprecht, erwiederte er, mein König, und „nicht mein Vater.“

Sein Gehorsam gegen die Befehle der Königin bestimmte ihn, vor dem Könige zu knieen und ihm vorzustellen, er möge bedenken, daß es sein Blut sey, welches er vergießen wolle. Kalt erwiederte der König: wenn er böses Blut habe, so reiche er dem Wundarzte den Arm, um es abzulassen.

Don Karlos, in Verzweiflung, sich ohne Nutzen erniedrigt zu haben, erhob sich bei diesen Worten wüthend und fragte die Wache: ob das Baad bereit sey, in dem er sterben solle? — Der König, sey es, weil er sich an diesem barbarischem Schauspiele weiden wollte, oder daß er wirklich bewegt wurde und einzulenken gedachte, fragte seinen Sohn: Ob er ihm sonst nichts zu sagen habe? Der Prinz, der jene Demüthigung mit tausend Leben hätte erkaufen mögen, und wohl einsah, daß für ihn und die Königin keine Rettung mehr sey, erwiederte mit seinem natürlichen Stolz: „Hätte

„nicht eine Person, für die mein Gehorsam nur „mit meinem Tode enden wird, mich vermocht, „Euch zu sehen, so würde ich mich nicht herab= „gewürdigt haben, Euch um Begnadigung zu „bitten und ich wäre glorreicher gestorben, „als Ihr lebt.“

38.

Auf diese Antwort entfernte sich der König, ohne alles Zeichen von Rührung. Don Karlos begab sich ins Baad, ließ die Adern an Hän= den und Füßen öffnen, und befahl, daß jeder= mann sich entferne.

Er nahm dann das Migniatur=Porträt der Königin in die Hand, das er stets an seinem Halse trug und der erste Ursprung seiner Liebe war, heftete die Augen unbeweglich auf dieses für ihn so verhängnißvolle Bild, ohne daß die Todes=Konvulsionen ihn in dieser Betrachtung stöhrten, bis mit seinem Blute, sein Gesicht und das Leben schwand.

39.

Man kennt seinen Todestag nicht genau. Nur weiß man, daß er weit früher erfolgte, als er bekannt wurde. Man fertigte eine lange Erzählung von seiner Krankheit, die eine bös= artige, von seinen Ausschweifungen veranlaßte

Dyßenterie seyn sollte. Die Trauer des Volks und die Verzweiflung der Diener des Prinzen wurden so laut, daß auch die leidenschaftlichsten Geschichtschreiber es nicht zu läugnen wagten. Der Graf von Lerma, dem der König die Aufsicht über den Prinzen während seiner Gefangenschaft übergab, hatte eine so ausserordentliche Zuneigung für seine Person gefaßt, daß er nun vor dem ganzem Hofe untröstlich erschien.

Der König, für den dieser Schmerz Vorwurf war, suchte ihn durch die sichersten Mittel zu beschwichtigen. Er belohnte die Dienerschaft des Don Karlos auf das freygebigste, gab dem Grafen Lerma eine Kommanderie des Ordens von Kalatrava und erhob ihn zum Kammerherrn. Man konnte leicht errathen, daß diese Großmuth nicht Dankbarkeit für die Anhänglichkeit an Don Karlos zum Grund hatte. Indeß minderte sich die Begierde des Publikums nicht, das Andenken des Prinzen zu ehren. Man erfuhr, der König wolle ihm ein äußerst prächtiges Leichenbegängniß halten; die Stadt Madrit verlangte also, man sollte ihr erlauben, dieß zu veranstalten und die Kosten zu bestreiten. Zwar sah der König voraus, ein solches Leichbegängniß werde mit Lobreden begleitet seyn, nicht sehr ehrenvoll für die

Feinde des Ermordeten; doch wagte er nicht, es zu versagen. Die Geschichtschreiber lobten ihn vorzüglich wegen der Seelenruhe, die er am Begräbnißtage zeigte. Er sah dem Leichenzuge aus einem Fenster des Pallastes zu und entschied augenblicklich einen Rang-Streit der sich unter einigen Staats-Räthen erhoben hatte. Die zwey Söhne Kaiser Karls, die sich damals am Hofe befanden, giengen als Leidtragende mit. Als der Zug sich der Kirche nahte, entfernte sich der Kardinal Spinoza, der unmittelbar hinter der Leiche gieng, unter dem Vorwande von Kopfschmerzen.

Allein er war als der gefährlichste und unversöhnlichste Feind des Prinzen bekannt; man hörte also mehrere Stimmen ausrufen: „Er „habe die Gegenwart des Prinzen weder im „Leben noch im Tode dulten können.“

Die allgemeine Theilnahme und das Streben nach Erleichterung des Schmerzes war auf dem prachtvollem Mausoläum ausgedrückt, in welches der Prinz gelegt wurde. Der Sinn der lateinischen Grabschrift war:

„Zum ewigen Gedächtniß Karls, Prinzen „von Spanien, beyder Sicilien, der Niederlande, Erben der neuen Welt; des unvergleichbaren in Seelengröße, Edelmuth und „Wahrheitsliebe.“

40.

Der König hielt den Tod des Prinzen geheim, und beschloß, der Königin, während ihrer Entbindung, Nachricht davon geben zu lassen. Er hoffte, ein so furchtbares moralisches Leid, verbunden mit den körperlichen Schmerzen, werde seine Rache vollenden. Doch er erfuhr bald, daß sie besser unterrichtet war, als er es wünschte. Sie wußte, Don Karlos war der Eifersucht seines Vaters geopfert worden und konnte ihren gerechten Zorn darüber nicht zurückhalten. Dieß empörte den König noch mehr. Er glaubte alles zu fürchten zu haben, von ihrem Geiste, ihrem Muthe, von der hohen Achtung in der sie am französischen Hofe stund und von ihrer vertraulichen Korrespondenz mit der Königin ihrer Mutter.

Wenige Monate nach des Prinzen Tode, trat die Herzogin von Alba, welche eine der ersten Hofstellen bekleidete, morgens in ihr Zimmer, mit einer Arzney in der Hand. Die Königin sagte ihr, sie befinde sich wohl und werde die Arzney nicht nehmen. Die Herzogin wollte sie dazu zwingen und der nicht ferne König trat bey dem Geräusche dieses Streits herein. Er tadelte die Herzogin; diese stellte ihm aber vor, die Aerzte hielten diese Arzney für nothwenbig zu Beförderung ihrer glücklichen

Entbindung. Er gab also nach und sagte der Königin ganz sanft: Da die Arzney so heilsam sey, so müsse sie solche nothwendig nehmen.

Da Ihr es wollt, erwiederte sie, so bin ich es zufrieden.

Der König verließ sogleich das Zimmer und kam nach einiger Zeit in Trauerkleidern zurück, um zu hören, wie sie sich befinde?

Sey es nun, daß bey der Zubereitung dieser Arzney eine Verwechslung vorgegangen, oder daß die außerordentliche Bewegung in der sich die Königin befand und die Gewalt die sie sich anthun mußte, die Arzney zu nehmen, ihr eine Bösartigkeit verlieh, die sie eigentlich nicht besaß; die Königin starb am nämlichen Tage nach heftigen Schmerzen und großem Erbrechen. Das Kind, ein Knabe, war todt und seine Hirnschaale ganz verbrannt. Sie war, gleich Don Karlos, im Anfange des 24sten Jahres und in der höchsten Blüthe der Schönheit.

41.

Das Schicksal rächte diese zwey Ermordeten auf eine ausgezeichnete Weise. Die Schönheit der Prinzessin Eboli wandelte bald das Vertrauen des Königs zu ihr in eine heftige Liebe. Rui Gomez, gleich eifersüchtig auf das Vertrauen des Königs zu seiner Gattin, als auf ihre Gunstbezeugungen für den König, wollte

sich von ihr trennen; doch sie kam ihm zuvor und trennte sich von ihm.

Don Juan hielt sie entfernt vom Hofe unter mancherley Vorwand, im Grund aber, um ihn durch das Ansehen zu beherrschen, das ihr langer und vertrauter Umgang ihr verlieh. Sie ließ ihm die Statthalterschaft von Flandern geben, in der Hoffnung er würde dort umkommen; und er wär' es, ohne das Glück und die Tapferkeit des Prinzen von Parma. Indeß hörte sie, daß er erfahren habe, welche üble Dienste er ihr leiste. Sie fürchtete, er würde dem Könige ihren vertrauten Umgang entdecken und dieß bewog sie, diesem gewisse äusserst wichtige Briefe des Prinzen von Oranien mitzutheilen. Sie enthielten: die Verbindung Don Juans mit der Königin von England sey geschlossen, und die flanderischen Aufrührer hätten versprochen, ihn sogleich nach dem Vollzuge dieser Verbindung anzuerkennen, ohne irgend eine andere Bedingung, als Gewissens-Freiheit. Perez gab dem Könige diese Briefe und der König erkannte sogleich die Handschrift des Prinzen von Oranien.

Da er seine Bestürzung in Gegenwart der Prinzessin Eboli verrieth, so ergriff diese die Gelegenheit, ihm die Antwort zu erzählen, die einst Don Juan dem Don Karlos ertheilte, als dieser ihn einen B a s t a r d schalt. Sie erinnerte

den König an den Stolz mit welchem Don Juan das Freuden-Geschrey des Grenadischen Heeres aufgenommen hatte, wo die Soldaten, entzückt von seinen Thaten, ihm zuriefen:

„Dies ist der wahre Sohn des Kaisers!“

Sie erinnerte ihn, ferner, an sein beharrliches Verlangen: König von Tunis zu werden u. s. w. Alle diese Betrachtungen und die große Gefahr der vermeinten Heurath mit der Königin von England, bestürmten den König so heftig, daß er glaubte keinen Augenblick verlieren zu dürfen; er sandte dem Don Juan auf einem ganz unverdächtigen Wege parfümirte Halbstiefel, die ihm das Leben kosteten.

Einige Zeit nachher entdeckte sich, daß die Fürstin Eboli jene Briefe des Prinzen von Oranien selbst habe schreiben lassen, die angeblich aufgefangen worden und für Don Juan so unheilbringend waren. Den König erfüllte diese Niederträchtigkeit mit Abscheu. Die Prinzessin und Perez wurden lebenslänglich eingekerkert. Perez entfloh und irrte im Elende an den Europöischen Höfen umher.

Philipp der Zweyte selbst, nachdem er unter dem Schmerze all' dieser Unglücksfälle gealtert, bekam ein Geschwühr, das eine unglaubliche Menge Läuse erzeugte, die ihn lebendig verzehrten.

So wurde der auf immer bedauernswerthe Tod eines erhabenen edelmüthigen Prinzen und der schönsten und tugendhaftesten Prinzessin versöhnt!

42.

So weit der italienische Erzähler, der sich auf de Thou, Aubigné, Brantóme, Cabrera, Hugo, Blosius, I. C. Fiammingo, auf den Pater Ilarione di Cossa nel Elogio della Regina, Majerna Turchetto, Mezeray, Matteo, Dupléz, Laboreur, M. S. di Peirese u. s. w. bezieht.

Ohne die Glaubwürdigkeit der Darstellung des neuerlichen Geschichtschreibers der Inquisition schwächen zu wollen, wird es doch erlaubt seyn, zu bemerken: daß der Inquisition nach ihrem Geiste wohl zuzutrauen seyn möchte, sie habe nach ihrem ungeheurem Haße gegen den der Ketzerey verdächtigen Don Karlos, die Akten verfälscht und dessen Karakter und Schicksale in einem durchaus irrigen Lichte dargestellt.

Mindstens spricht die Uebereinstimmung so vieler spanischer und fremder Historiker, die allgemein verbreitete öffentliche Meinung, die Umständlichkeit der Nachrichten, doch für einen bedeutenden Theil der Wahrheit jener Erzählung; wenn wir auch Llorrent den Ungestümm, die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Prinzen zugestehen wollen.

Merkwürdig ist indeß, daß die Gräfin Aunoi in ihrer Reise durch Spanien an den Hof zu Madrit *) nachstehende Schilderung der Gemälde geliefert hat; die sie auf dem Schloße zu Buitrago **) sah:

„Das Schloß zu Buitrago schien mir eben so regelmäßig gebauet, als das Schloß Lerma; zwar nicht so groß, aber angenehmer. Die Zimmer sind besser angelegt, die Ausschmückung ist kostbar und sogar ausserordentlich, so wohl wegen des Alterthums, als wegen der Pracht. Dieses Schloß gehört sowohl, als das zu Lerma dem Don Rodrigo de Silva y Mendoza, Herzogen von Pastrano und Infantado. Seine Mutter heißt Donna Catalina de Mendoza y Sandoval, Erbin der Herzogthümer Infantado und Lerma. Er stammt in grader Linie von Rui Gomez de Silva ab, welchen König Philipp der Zweite zum Herzog von Pastrano und Fürsten von Eboly machte. Jene Fürstin von Eboly, deren Schönheit so viel ist gerühmt worden, war seine Frau und der König war sehr verliebt in sie. Man zeigte mir ihr Porträt, welches von einem vortrefflichen Maler muß seyn gemacht worden. Sie ist in Lebensgrösse vorgestellt, und sitzt unter einem Zelte,

*) Uebersetzt: Nordhausen, 1787.

**) Kleine Stadt in Neu-Kastilien.

welches an einigen Baumästen befestigt ist. Es scheint, daß sie eben das Bett verlassen hat; denn sie hat nichts an, als ein Hemd von sehr feiner Leinewand, welches einen Theil ihres Leibes sehen läßt. Wenn dieser so schön war, als er in diesem Bilde scheint, und wenn ihre Züge so regelmäßig waren, so muß man glauben, daß sie die reizendste unter allen Frauen gewesen ist. Ihre Augen sind lebhaft und voller Verstand, daß man denkt, sie werde den Augenblick anfangen zu sprechen. Brust, Arme, Füße und Beine sind blos; ihre Haare fallen über ihren Busen herab und kleine Liebesgötter, die in allen Ecken des Gemäldes angebracht sind, beeifern sich, sie zu bedienen. Einige haben ihren Fuß und ziehen ihr einen römischen, hohen Schuh an; Andere stecken Blumen in ihr Haar, noch Andere halten ihr einen Spiegel vor. In der Ferne siehet man welche, die ihre Pfeile zuspitzen, indem die andern ihre Köcher damit anfüllen, und ihre Bogen spannen. Ein Faun betrachtet sie durch die Zweige; sie wird ihn gewahr und zeigt ihn einem kleinen Liebesgotte, welcher sich auf ihre Kniee stützt und weint, als ob er sich vor dem Faun fürchtete; darüber scheint sie zu lachen. Der ganze Ramen ist von ausgestochenen und an vielen Orten vergoldetem Silber. Ich blieb lange Zeit stehen, und betrachtete sie

mit dem größten Vergnügen, aber man führte mich in eine andere Gallerie, wo ich sie wieder antraf. Sie war in einem großen Bilde, im Gefolge der Königin Elisabeth gemalt. Dieses ist die Königin Elisabeth, eine Tochter Heinrichs des Zweyten, Königes von Frankreich, welche Philipp der Zweyte, König von Spanien, selbst heurathete, anstatt sie dem Don Karlos, seinem Sohne, dem sie versprochen war, zu geben. Die Königin hielt ihren Einzug zu Pferde, wie die Gewohnheit ist; ich fand die Fürstin von Eboly, neben der Königin, nicht so glänzend, als sie mir auf dem Bilde, wo sie allein vorgestellt war, geschienen hatte. Hieraus kann man einen Schluß auf die Schönheit dieser jungen Königin machen. Sie trug ein Kleid von blauen Atlas, übrigens aber war sie völlig so geputzt, wie ich Ihnen die Gräfin von Lemos beschrieben habe. Der König sahe sie von einem Balcon herab, vorbey reiten. Er war schwarz gekleidet und trug die Ordenskette vom goldenen Vließ am Halse; seine Haare waren roth und grau; sein Gesicht lang, blaß, alt, runzlich und häßlich. Der Infant Don Karlos begleitete die Königin. Er war sehr weiß, hatte einen schönen Kopf, blondes Haar, blaue Augen und sah die Königin mit einem so rührenden Schmachten an, daß man siehet, der Maler hat das

Geheimniß seines Herzens ergründet, und hat es wollen ausdrücken. Sein Kleid war weiß, und mit Edelgesteinen besetzt. Er trug ein geschliztes Wams und einen kleinen Hut, der auf der Seite aufgeschlagen und mit weissen Federn bedeckt war. In eben der Gallerie sahe ich ein anderes Gemälde, welches mich sehr rührte: Es war der sterbende Prinz Don Karlos. Er saß in einem Armstuhle, einen Arm auf den Tisch, der vor ihm stund, gestützt; seinen Kopf hatte er in die Hand gelegt, in der andern Hand hatte er eine Feder, als wolle er schreiben. Vor ihm stund ein Gefäß, worinnen man noch etwas von einem braunen Tranke sahe, und dem Vermuthen nach war es Gift. Weiter hin sahe man das Bad für ihn zubereitet, worinnen ihm die Adern sollten geöffnet werden. Der Maler hatte den Zustand vollkommen gut vorgestellt, worinnen man sich, bey einer so traurigen Gelegenheit befindet; und da ich die Geschichte dieses unglücklichen Prinzen gelesen hatte und davon war gerührt worden; so kam es mir in der That vor, als ob ich ihn itzt würde sterben sehen."

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Soden, Julius <<von>>,

Erzählungen

Bd.: 2

Bamberg u.a. 1823

P.o.germ. 1986 t-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128473-7